

Antonio de Guevara in Sagogn

Autor(en): **Caduff, Gian Andrea**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2013)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-513585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beiträge

Antonio de Guevara in Sagogn

Gian Andrea Caduff

Pseudo-historische Fiktionalität in humanistischen Texten Bündens

Martino Bundi veneranter dicatum

Im Jahre 1890 veröffentlichte Giachen C. Muoth in den «Annalas» zwei bis dahin unbekannte und heute verschollene Texte aus dem Archiv von Nationalrat Anton Steinhauser in Sagogn, die wenigstens zum Teil aus dem Besitz der Castelli von S. Nazari stammten. Der eine von ihnen mit dem Titel «Arma dilig Litgiun» handelt von Ursprung und Organisation des Sagogner Brauchs um den Litgun, einen als Gemeinschaftsmahl zusammen mit einer Art Fasnachtsküchlein zubereiteten Knödel, während der andere, leider nur fragmentarisch erhaltene, die Flurnamen von Sagogn auflistet und sie in Beziehung zu den verschiedensten Gegenden der gesamten Welt setzt. Anlässlich ihrer Neupublikation 108 Jahre später hat Martin Bundi diesen beiden Texten einen dritten aus dem Gemeindegarchiv Sagogn zur Seite gestellt, den das Titelblatt als «Unserer Nachbahr-schafft Sagensz angenomene Ordnung und Satzungen» ausweist, der zweispaltig in Deutsch und Romanisch abgefasst ist und mit Reflexionen zur idealen Staatsordnung beginnt, die nach Plutarch, einem griechischen Schriftsteller aus der Zeit des römischen Kaisers Hadrian, zitiert sein sollen.¹

Was ihre zeitliche Einordnung betrifft, repräsentieren «Litgun» und «Topographie» vermutlich die ältesten Sprachzeugnisse für das Sursilvan. Eine vorläufige Datierung auf Grund sprachlicher Auffälligkeiten sowie historischer Anspielungen führte auf 1571 als ihr Entstehungsjahr.² Die «Satzungen» hingegen weisen sich als eine im Jahr 1715 erneuerte Fassung derjenigen von 1598 aus.³ Bundi hat wie Muoth auf den humoristischen Charakter des «Litgun» und insbesondere den humanistischen Hintergrund aller drei Texte hingewiesen.⁴ Von Bundis Ansatz ausgehend möchte die folgende Untersuchung nun der Frage nachgehen,

Titelseite der Kommunalordnung von Sagogn aus den Jahren 1598/1715 (Gemeindegarchiv, Signatur 1/1).



inwiefern sich aus der Motivwelt dieser Texte Rückschlüsse auf das Vorwissen ihrer Autoren ziehen lassen, d. h. es soll versucht werden, den Bildungshorizont zu skizzieren, über den die anonyme, der Familie Jochberg nahestehende und in einem Vorgängerbau des heutigen Hauses Castelli wohnhafte Verfasserschaft dieser Texte verfügt haben muss.⁵ Auch unscheinbare Details können dabei auf Wesentliches verweisen, wie jenes, das in exemplarischer Weise aufzeigt, wie intensiv man damals die «Moralia» Plutarchs las und dass es auch in Sagogn aller Wahrscheinlichkeit nach lateinische Texte waren, die den Zugang zur Welt der Griechen eröffneten. Auch Chiampell zitiert ja – wie es das benutzte Vokabular nahelegt – in seiner ungefähr zeitgleich niedergeschriebenen «Topographie» den griechischen Text Strabos nach einer damals populären Übersetzung. Im Weiteren ist das, was er in seinen Schriften, ohne eine Quelle zu benennen, sonst noch aus dem Bereich der griechischen Antike anführt, dem Kompendium von Erasmus' «Adagia» entnommen.⁶

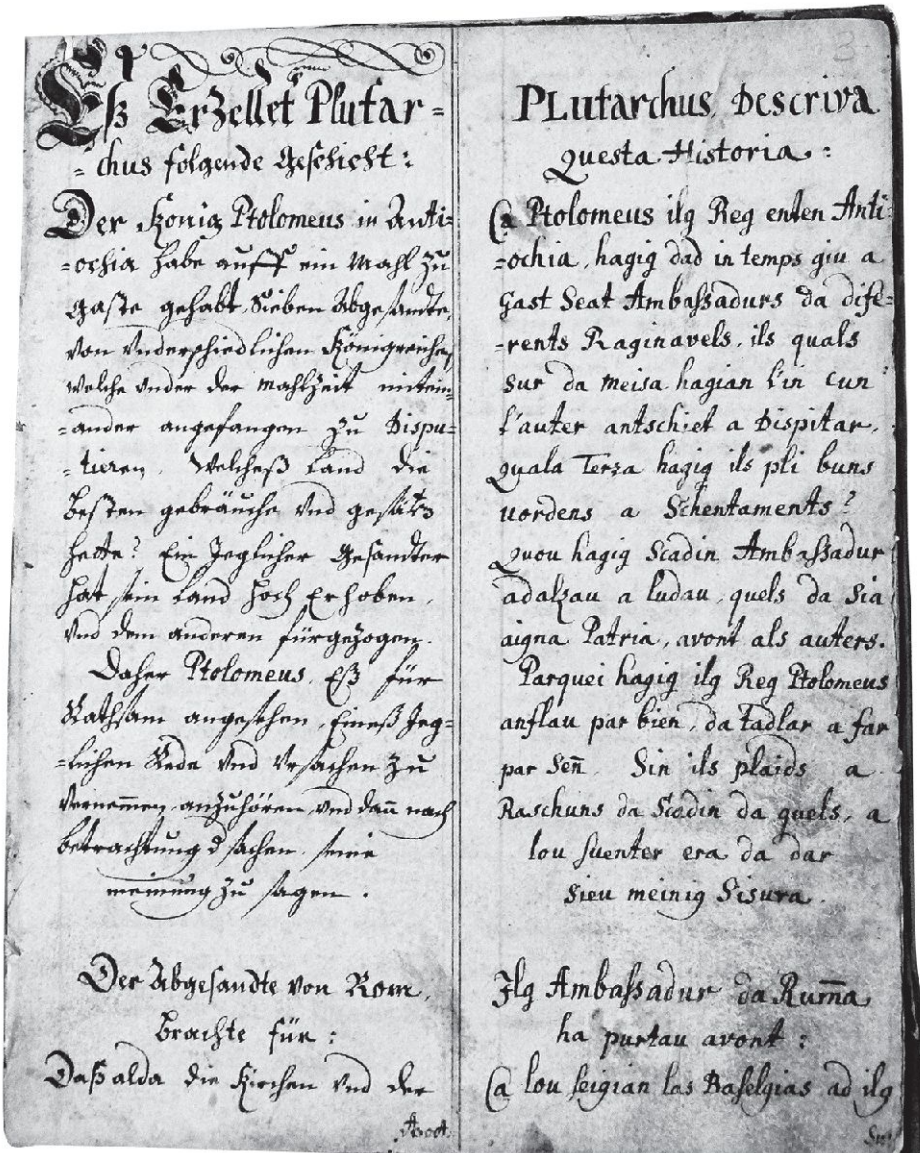
Die Funktion des Lateins als Türöffner zur Welt der Antike insgesamt verrät ein Detail in der zum älteren Textbestand gehörenden Flurnamenliste. Im Zusammenhang mit der ehemals nordöstlich der Bahnstation Valendas/-Sagogn auf der linken Seite des Rheins gelegenen Isla da Furmiclas wird nämlich erwähnt, dass ein Hochwasser die dort einst über den Rhein führende Brücke wegspülte wie die Schiffsbrücke der Perser, die ihr König Xerxes über den Hellespont hatte schlagen lassen.⁷ Zwar weiss die gesamte römische Literatur nichts von der bei Herodot berichteten Zerstörung dieser Schiffsbrücke, doch deswegen muss der Verfasser der «Topographie» noch lange nicht zwingend Herodot im Original gelesen haben. Im Gegenteil, hätte sich unser Anonymus an diese Quelle gehalten, wäre er gar nicht auf Xerxes zu sprechen gekommen. Bei Herodot ist es nämlich ein Sturm (*cheimón*), der die Brücke zerstört, und nicht das Wasser, womit einem Vergleich mit der Brücke von Valendas der Boden bzw. das Tertium comparationis entzogen wäre.⁸ Die Herodot-Übersetzung Lorenzo Vallas ist ihrer Vorlage darin genau gefolgt und gibt *cheimón* mit dem lateinischen *tempestas* wieder.⁹ Plutarch hingegen, der in seiner gewöhnlich unter dem Titel «De tranquillitate animi» zitierten Schrift aus den «Moralia» dieses Ereignis ebenfalls erwähnt, nennt als Ursache der Zerstörung ausdrücklich das Wasser bzw. den Wellenschlag (*klydón*), was Guillaume Budé in seiner 1554 in Basel erschienenen Übersetzung wortgetreu mit *aestus* ins Lateinische überträgt und Xylander in seiner bekannten Übersetzung von 1570 von einer in den Fluten zerbrochenen Brücke sprechen lässt.¹⁰

Auf eine andere Art ist die Antike dann in den jüngeren «Satzungen» rezipiert worden, deren Einleitung sich als Zitat aus Plutarch ausgibt, in Wirklichkeit jedoch den Text eines spanischen Autors zitiert, nämlich Antonio de Guevaras 1539 im spanischen Valladolid erschienene Schrift «Menosprecio de corte y alabanza de aldea» in der deutschen Fassung von 1598. Dieses Werk des Bischofs von Guadix sowie Mondoñedo und Hofkaplans von Karl V. war bereits drei Jahre nach seinem Erscheinen ins Französische und danach in die andern hauptsächlichsten europäischen Sprachen übersetzt worden – 1605 erschien sogar eine viersprachige Ausgabe – und hat bis hin zu Grimmelhauens «Simplicissimus» einen nicht unerheblichen Einfluss auf das Schrifttum Europas und offenbar auch der Surselva ausgeübt.¹¹ Der Text aus Sagogn repräsentiert den frühesten, nicht aber den einzigen Beleg dafür, wie in Bünden die von Antonio de Guevara antiken Autoren untergeschobenen Zitate rezipiert wurden. An mindestens einer Stelle in der unter dem Pseudonym «Camilla» 1693 erschienenen Schrift «Die Rose der Freyheit» wird ebenfalls aus der deutschen Übersetzung von 1598 zitiert.¹²

Das fiktive Plutarch-Zitat

Nach dem Text von Sagogn soll Plutarch berichtet haben, wie sich einst in Antiochien, wo Ptolemaios als König herrschte, auf dessen Einladung sieben Gesandte aus Rom, Karthago, Sizilien, Rhodos, Athen, Sparta und Sikyon trafen, um bei Tische die Frage zu diskutieren, welches Land denn nun die beste satzungsrechtliche Ordnung habe, eine Qualifikation, die natürlich jeder für sich in Anspruch nimmt und mit dem für sein Vaterland Charakteristischsten begründet. In Rom ist dies der dort übliche hohe Grad von Wertschätzung den Kirchen gegenüber, in Karthago jedoch die Bereitschaft der drei Gesellschaftsschichten – Adel, gewöhnliche Bevölkerung, Philosophen – zu Krieg, Arbeit und Belehrung. Der Vertreter Siziliens weist auf Gerechtigkeit, Hochschätzung von Wahrheit und Gleichheit hin, und Rhodos setzt auf ehrenhafte Lebensführung, insbesondere von Jünglingen und Frauen. Wie Karthago sucht auch Athen sein Heil in der Pflege schichtspezifisch differenzierter, jedoch überraschender Eigenheiten, nämlich der Nützlichkeit der Reichen, der Arbeitsscheu des gewöhnlichen Volkes und der Naivität seiner Regenten. In Sparta betont man die Abwesenheit von Neid und Geiz

Beginn des angeblichen Plutarch-Zitats.



als Folge der Gleichbehandlung von allen auch bei der zu leistenden Arbeit. Zum Schluss folgt noch das eigenwillige Rezept der Sikyonier von der Peloponnes: Zutrittsverbot für Ärzte und Advokaten, weil sie sowieso nur die Gesunden töten bzw. ungerichte Sachverhalte schützen wollten. Wer allerdings bei Plutarch nachschlagen möchte, wird nicht fündig. Inhaltlich nahe steht Plutarchs «Septem sapientium convivium» aus den in Basel innerhalb von sechzehn Jahren (1554 und 1570) zweimal in lateinischer Sprache edierten «Moralia».¹³ In diesem «Gastmahl der Sieben Weisen» wird erzählt, wie letztere sich auf Einladung von Periander, dem Tyrannen von Korinth, im westlich von Korinth gelegenen Lechaion beim Heiligtum der Aphrodite getroffen hätten.¹⁴ Es seien dies gewesen:

Solon von Athen, Bias von Priene in Kleinasien, Thales von Milet, Anacharsis aus dem Skythenland, Kleobulos von Lindos auf Rhodos, Pittakos von Mytilene auf Lesbos und Chilon aus Sparta. Damit stimmt der Text aus Sagogn nur schon einmal in Bezug auf die Herkunft der Teilnehmer an diesem Treffen einzig darin mit Plutarch überein, dass auch er – allerdings anonyme – Vertreter von Athen, Sparta und Rhodos kennt. Für die Vertreter aus dem Gebiet des Schwarzen Meers, der beiden kleinasiatischen Städte Priene und Milet sowie der Kleinasien vorgelagerten Insel Lesbos treten die aus der römischen Welt bekannten Namen Rom, Sizilien, Karthago sowie das peloponnesische Sikyon ein, bekannt vor allem durch seine Oliven.¹⁵

Ein Berührungspunkt zwischen dem Sagogner Text und Plutarch besteht allerdings darin, dass eines der Themen, das Plutarch in der Runde der Sieben Weisen diskutieren lässt, die Frage nach der besten Demokratie ist, jener Staatsform, die der Anonymus von Sagogn im Anschluss an sein Plutarch-Referat als charakteristisch für den Staat der Drei Bünde bezeichnet. Mit dem Wort «Demokratie» greift der Text von Sagogn wie selbstverständlich auf den griechischen Terminus zurück, während es unter den lateinischen Übersetzungen von Plutarchs «Gastmahl» bemerkenswerterweise nur die ältere von Cornarius aus dem Jahr 1554 ist, die den Ausdruck «beste Demokratie» wörtlich mit *optima democratia* wiedergibt; der jüngere Xylander hingegen wählt den umschreibenden Ausdruck *popularis status reipublicae*, was so viel wie «auf das Volk bezogene Verfassung des Staates» bedeutet. Im 16. Jahrhundert muss die Verwendung des Begriffs «Demokratie» so richtig in Mode gekommen sein und verlangte nach Erklärung, wie sich an den in Calepinos Lexikon berücksichtigten Lemmata ablesen lässt. Existiert in der Ausgabe von 1512 noch überhaupt kein Eintrag, verzeichnet die Auflage von 1544 bereits die von knappsten Erklärungen begleiteten Stichwörter *democratia* sowie *democraticus* und bereits 1549 findet der Leser sogar eine Gegenüberstellung von Aristokratie und Demokratie sowie die Gleichsetzung der altgriechischen Demokratie mit jener der Eidgenossen. Die zwei Jahre zuvor erschienene «Rhetia» von Francesco Negri verzichtet noch auf staatsrechtliche Begriffe und charakterisiert in umschreibender Weise die Verfassung der Drei Bünde damit, dass das Volk sich hier seine Gesetze selbst gebe, eine Vorstellung, die sich dann 1577 in Chiampells Ausdruck *democraticus magistratus* widerspiegelt.¹⁶

Die Wertschätzung der Demokratie im Kreis der Sieben Weisen zeigt sich gleich zu Beginn im Votum Solons, der denjeni-

gen für den ruhmvollsten hält, der es für seine Mitbürger schafft, aus einer Monarchie eine Demokratie entstehen zu lassen.¹⁷ Diese generell formulierte Hochschätzung der Demokratie macht gewissermassen den Auftakt zu ihrer eingehenderen Behandlung: «Deshalb glauben wir, dass wiederum ein jeder von uns seine Meinung zu einer gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten gewährenden Verfassung einbringen müsse.»¹⁸ Nach Solon hat die Demokratie ihre bestmögliche Ausformung dann erreicht, wenn derjenige, dem ein Unrecht zugefügt wurde, den Übeltäter nicht härter bestrafen will als diejenigen, die von diesem Unrecht nicht betroffen sind. Der Gedanke einer homogenen solidarischen Gesellschaft widerspiegelt sich weiter in Thales' Bemerkung, dass es in dieser besten Demokratie weder allzu viele Arme noch Reiche geben dürfe. Weiter verweist man auf die Hochschätzung der Gesetze, die sich schon in den Vorbemerkungen angekündigt hatte, wo vom Monarchen als Erstes gefordert wurde, die Gesetze anzuwenden.¹⁹ Auch solle man in der Demokratie das Gesetz fürchten wie einen Tyrannen und sich an jenem, nicht an den Rhetoren orientieren; zu seiner Anwendung sollte es überhaupt gar nicht erst kommen, wenn erst der Tadel des andern noch mehr gefürchtet werde als das Gesetz selbst. Ein durchaus origineller Vorschlag besteht darin, die für die individuelle Lebensführung gedachte Ethik der Stoa auf den Staat zu übertragen, d. h. sich mit der Unterscheidung zwischen höchstem Gut sowie schlimmstem Übel zu begnügen und das Übrige als weiter nicht interessant zu betrachten. Wohl deswegen und auch, weil weiter für die ideale Demokratie gefordert worden war, die Schlechten von der Herrschaft fernzuhalten und im Gegenzug es den Guten nicht zu erlauben, sich nicht an der Herrschaft zu beteiligen, zieht Periander zum Schluss das Fazit, dass offenbar diejenige die beste Demokratie sei, die der Aristokratie – verstanden im etymologischen Sinn als «Herrschaft der Besten» – am ähnlichsten sei.²⁰

Im Detail folgt der Text von Sagogn also in überhaupt nichts Plutarch. Doch eigentlich ist es von vornherein klar, dass die Quellenangabe «Plutarchus descriva questa historia» falsch sein muss. Es ist kaum glaublich, dass ein antiker Autor sich derart krasse Anachronismen hätte zu Schulden kommen lassen, wie sie im Text von Sagogn anzutreffen sind. So hatten ja zur Zeit der Sieben Weisen um 600 v. Chr. Rom und Karthago die Bühne der Weltpolitik überhaupt noch nicht betreten. Die Merkwürdigkeiten beginnen bereits mit der Einführung eines Ptolemaios

als König von Syrien. Von den Ptolemäern, die sonst ausschliesslich als Herrscher Alexandriens bekannt sind, ist es einzig Ptolemaios VI. Philometor, den der griechische Historiker Polybios und das erste Makkabäerbuch als König von Syrien bzw. dem im antiken Syrien gelegenen Antiochien bezeichnen, weshalb es auch etwa heisst, dass er 145 v. Chr. zum König von Asien ausgerufen wurde.²¹ Da die Makkabäerbücher zum Bestand der lateinischen Bibel gehören, taucht bereits hier der Verdacht auf, bei der Vorlage für unsern Anonymus aus Sagogn könnte es sich um ein nachantikes Konstrukt handeln, verfasst von jemandem, der auch mit christlichem Schrifttum vertraut war. Auch Ptolemaios' angebliches Interesse an staatsphilosophischen Fragen liesse sich auf die Makkabäerbücher zurückführen, weil als sein Lehrer hier ein Philosoph genannt ist.²² Stehen bleibt in jedem Fall der krasse Anachronismus, dass einer der Gesprächsteilnehmer über Roms Kirchen in Gegenwart eines Herrschers berichtet, der bereits in der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts verstorben ist.

Ein Zitat von Antonio de Guevara

Doch mit all diesen Erwägungen beschäftigen wir uns eigentlich gar nicht mit dem Text von Sagogn, sondern mit dem oben erwähnten Werk Antonio de Guevaras. Erstaunlicherweise wird als Quelle hier aber nicht Plutarchs «Gastmahl der Sieben Weisen» genannt, das mindestens inhaltlich passen würde, sondern die Schrift «De exilio» – «Von der Verbannung», deren Inhalt nicht im Entferntesten etwas mit staatspolitischen Fragen zu tun hat.²³ Zwar trug Guevara auch den Titel eines offiziellen Chronisten Kaiser Karls V., doch «Guevara never wrote a conventional history. ... Far different from the humanistic historians of his times, Guevara creates a prose that reflects a decidedly modern and iconoclastic mode of writing history, one that heralds not only the essay but also the modern novel. Through the falsification of classical sources, Guevara treats History as a «pasa-tiempo» or pastime, intended for the entertainment of his readers, therefore forging a pseudo-historical prose of veridical facts entangled within a whimsical web of fictionalized flights of fancy.»²⁴ Um zu verstehen, wie sich der Anonymus von Sagogn dieses ursprünglich spanischen Textes bedient hat, folgt hier zunächst der Originaltext zusammen mit der 1598 erschienenen Übersetzung ins Deutsche.

Antonio de Guevara, *Menosprecio de corte y alabanza de aldea*, Valladolid 1539

Antonio de Guevara in der Übersetzung von Egidius Albertinus, München 1598

Tschentaments da Sagogn da 1598/1715

Plutarcho, en el libro *De exilio*, cuenta del gran rey Tholomeo que, estando con él comiendo siete embajadores de siete reinos en Antiochia, se movió plática entre él y ellos y ellos y él sobre cual de sus repúblicas era la que tenía mejores costumbres y se gobernaba con mejores leyes. Los embajadores que allí estaban eran de los romanos, de los cartaginenses, de los sículos, de los rodos, de los atenien-ses, de los lacedemones, y de los siciomios, entre los cuales fue la cuistión delante del rey Tholomeo muy altercada, muy disputada y aun muy porfiada, porque cada uno alegaba su razón en defensa de su opinión. El buen rey Tholomeo, queriendo saber la verdad y con brevedad, mandó que cada embajador diese por escrito tres condiciones, o tres costumbres, o tres leyes, las mejores que hubiese en su reino, y por allí verían qué tierra era la mejor gobernada y que merecía ser más loada.

Plutarchus erzehlt in seinem Buch *de exilio*, daß Tholomeus König in Antiochia, siben Abgesandte von unterschiedlichen Königreichen zu Gast gehabt, und daß dieselbige uber Malzeit mit einander anfiengen zu disputiren, welches Landt die besten gebräuch hätte, unnd mit den besten Gesätzen gubernirt würde. Wie nun dise Gesandten gar starck mit wechselworten an einander kamen, unnd ein jeder das lob seines Landts starck vertädigte, befalch der König, daß ein jeder Gesandter seine meinung kürztlich auffs Pappir bringen und jhm zustellen solle, alßdann wölle er der sachen einen billichen Außschlag geben.

Plutarchus descriua questa historia: Ptolomeus ilg regenten Antiochia, havig dad in temps giu a gast seat ambassadurs da diferents raginavels, ils quals sur da meisa hagian l'in cun l'auter antschiet a dispitar quala terra havig ils pli buns uordens a schantaments? Quou havig scadin ambassadur adalzau a ludau quels da sia aigna patria, avont ils auters. Par quei havig ilg reg Ptolomeus anflau par bien da tadlar a far per senn sin ils plaids a raschuns da scadin da quels a lousuenter era da dar sieu meinig sisura.

<p>El embajador de los romanos dijo: «En la república romana son los templos muy acatados, los gobernadores muy obedescidos y los malos muy castigados.»</p>	<p>Hierauff brachte der Abgesandt von Rom für, daß die Kirchen daselbst in sondern hohen ehren, und die Regenten fast gehorsamt werden.</p>	<p>llg ambassadur da Ruma ha purtau avont: Ca lou seigian las baselgias d'il survetsch da Dieu enten pli grond hanur ad estima ca na seigi en nagin lieug dilg mund.</p>
<p>El embajador de los cartagineses dijo: «En la república de Cartago los nobles no dejan de pelear, los plebeyos no paran de trabajar y los filósofos no dejan de doctrinar.»</p>	<p>Der Gesandt von Carthago sagte, daß der Adel daselbst nicht müdt werde vom streitten, der gemeine Pöfel vom arbeiten, unnd die Philosophi vom unterweisen.</p>	<p>llg ambassadur da Cartago ha gig: Ca lou vengian ils niebels bucca staunckels da varriar: ilg cumin pievel da luvrar: ad ils philosophists da mussar.</p>
<p>El embajador de los sículos dijo: «En la república de los sículos hácese justicia, trátese verdad y préscianse de igualdad.»</p>	<p>Der Gesandt von Sicilia sagte, daß man daselbst die Justiti handthabe, die Wahrheit liebe, unnd daß einer dem andern gleich seye.</p>	<p>llg ambassadur da Sicillia schet: Ca lou vangiss tanieu bunna gistia: vangiss tanieu char la vardad: A ca l'in a lauter fussan tuts adual.</p>
<p>El embajador de los rodos dijo: «En la república de los rodos son los viejos muy honestos, los mozos muy vergonzosos y las mujeres muy calladas.»</p>	<p>Der Gesandt von Rhodis sagte, daß die alte Leut daselbst ganz erbar, die jungen züchtig, und die Weiber verschwiegen seyen.</p>	<p>llg ambassadur da Rhodi ha gig: Ca lou vivigian ils velgs hundreivlameng: Jls juvens castameng, a las femnas seigian cuschidas.</p>
<p>El embajador de los atenienses dijo: «En la república de Athenas no consienten que los ricos sean parciales, ni los plebeyos estén ociosos, ni los que gobiernan sean nescios.»</p>	<p>Der Abgesandt von Athen sagte, daß man daselbst nicht gestatte, daß die Reichen vortheilisch, der Pöfel müssig, noch die Regenten einfältig wären.</p>	<p>llg ambassadur dad Athen ha gig: Ca lou vengig concess ch'ils richs seigian avantagius: jlg cumin pievel luscents: ad ils regents da buna fei.</p>

<p>El embajador de los lacedemonios dijo: «En la república de Lacedemonia no reina envidia porque son todos iguales, no reina avaricia porque todo es común, no reina ociosidad porque todos trabajan.»</p>	<p>Der Gesandt von Lacedemonia sagte, daß bey jhnen kein Neidt regiere, dann es seye einer dem andern gleich, daß bey jhnen kein Geitz verspürt werde, seitmal alles gemein seye. Daß kein müssiggang unter jhnen verspürt werde, seitmal ein jeglicher sich zu der Arbeit begäbe.</p>	<p>llg ambassadur da Lacedemone ha gig: Ca denter els fuss nagina scuvidonza parchei l'in fuss adual a l'auter: Ca seigig er nagina ranvaria, parchei els vessan tutt cumin: A ca nagin na stess luscents.</p>
<p>El embajador de los siciomios dijo: «En la república de los siciomios no admiten peregrinos que inventen cosas nuevas, ni médicos que maten a los sanos, ni oradores que defiendan los pleitos.»</p>	<p>Der Sicionier Gesandt sagte, daß man daselbst keine frembde gestatte, weil sie newe Fünd mitbrächten, daß man keine Medicos bewillige, weil sie die gesunden umbrächten, und daß man keine Aduocaten oder Redner zulasse, weil sie die lame unnd hinckende Händel verthädigen.</p>	<p>llg ambassadur da Sicionia ha gig sin la fin: Ca lou vengian buc vartieus ils esters parquei ca els portan adina anzachei da nief: Ca ei vengig er bucca vartieu miedis, parquei ca quels mazzan ils souns: A ca ei vengig vartieu nagins advocats, parquei ca quels defendan las causas malgistas.</p>

Beim Vergleich des romanischen sowie des hier nicht wiedergegebenen deutschen Wortlauts in der linken Spalte des Sagogner Büchleins mit dem spanischen Original und den im Druck erschienenen Übersetzungen ins Deutsche, Italienische sowie Französische fällt Folgendes auf:

Die deutsche Fassung von Sagogn zeigt einerseits überraschende Berührungen mit Egidius Albertinus' Übersetzung, folgt aber andererseits derart genau dem romanischen Wortlaut, dass sie sich als eine weiter nicht zu berücksichtigende, wohl erst 1715 angefertigte Rückübersetzung aus dem Romanischen erweist, dessen Autor sich möglicherweise an diejenige von Egidius Albertinus anlehnte.

Auf das Verfassen einer schriftlichen Zusammenfassung der geäußerten Meinung verzichtet einzig die romanische Version. In der deutschen Übersetzung von 1598 wie auch in der romanischen Fassung fehlt in der Einleitung der Hinweis auf die Herkunft der eingeladenen Abgesandten. Ebenso fehlt in diesen beiden Fassungen die Vorgabe des Originals, dass die Gesandten gehalten sind, die Überlegenheit ihrer heimischen Ordnungen mit drei Beispielen zu belegen. Im spanischen Original wie auch in den Übersetzungen ins Italienische und Französische halten sich die sieben Vertreter in all ihren Antworten strikt an diese Vorgabe, während die deutsche und romanische Fassung den Abgesandten Roms nur zwei Begründungen anführen lassen.

In einem andern Punkt nimmt die romanische Fassung – übrigens genau wie die deutsche Parallelfassung in der ersten Spalte – sowohl dem Original als auch den Übersetzungen ins Deutsche sowie Italienische und Französische gegenüber eine Sonderstellung ein: Einzig im Text von Sagogn begründet der Athener die Überlegenheit seiner eigenen Ordnung mit dem merkwürdigen Argument von der Nützlichkeit der Reichen, der Arbeitsscheu des gewöhnlichen Volks und der Naivität seiner Regenten. Dieser Abweichung liegt ganz offensichtlich ein Missverständnis zu Grunde. Es ist nicht allein die Negation, die fehlt; auch die Bedeutung von «vorteilisch» für «parciales» (parteiisch) im Sinne von «auf seinen Vorteil bedacht» wurde verkannt.

Die Rolle der Kirchen in Rom verdankt sich einem Fehler in der Übersetzung ins Deutsche; im Spanischen steht «templos», womit der erwähnte Anachronismus entfällt. Dieser Fehler in der Vorlage in Kombination mit einer an die Grenzen der Möglichkeiten des Deutschen gehenden wörtlichen Übersetzung der persönlichen Passivkonstruktion im Spanischen überforderte aber unsern Anonymus. Die Formulierung «und die Regenten fast gehorsamt werden» für «son ... los gobernadores muy obedescidos» im Sinne, dass in Rom den Regenten Gehorsam geleistet werde, war für ihn ganz offensichtlich unverständlich und führte dazu, dass der romanische Text am deutlichsten im Falle von Rom vom Original abweicht.

Die Übereinstimmungen in den Abweichungen vom spanischen Original lassen nur den einen Schluss zu, dass die romanische Adaptation – wie übrigens auch die oben erwähnte Stelle aus «Die Rose der Freyheit» – von der Übertragung ins Deutsche abhängt.²⁵

Argumentation mit Hilfe von Narrativen

Zweifelsohne war der Verfasser der «Satzungen» ein gebildeter Mann, und es ist kaum vorstellbar, dass das einzige Buch, das er kannte, nur das von ihm für sein Zitat benutzte gewesen sein sollte. Dann ist es aber ebenfalls kaum glaublich, dass ihm die offensichtlichen Unstimmigkeiten in diesem Plutarch-Zitat entgangen wären. Daraus müsste aber weiter geschlossen werden, dass er bewusst etwas durchaus Reales – die «Satzungen» nämlich – mit etwas Fiktionalem kombiniert hätte. Dann wäre Antonio de Guevara allerdings nicht bloss als Lieferant eines Zitates zu betrachten, sondern das Zitat die Folge der Übernahme von dessen Arbeitsweise, insofern als auch unser Anonymus von Sagogn seine Argumentation mit einem Narrativ stützte.

Doch die Unterschiede zwischen den beiden sind nicht zu übersehen. De Guevara erzählt vom Treffen der sieben Weisen vor dem Hintergrund eines unerreichbaren antiken Ideals, das einen Pluralismus auf der Basis eines beständigen Suchens nach der besten Staatsform beschwört, um die Dekadenz seiner eigenen, vom Hofleben verdorbenen Zeit nur umso stärker hervortreten zu lassen und die Flucht in die ländliche Idylle zu propagieren. Zwar interpretiert der Text von Sagogn das Plutarch-Zitat ebenfalls als Bekenntnis zur Vielfalt der politischen Ordnungen: «Minchia terra a minchia lieu ha sias aignas isonzas, uordens a schentaments.»²⁶ Doch wenn hier die Geschichte vom Treffen der Sieben Weisen einzig und allein darum erzählt wird, um über den Verweis auf das Nebeneinander verschiedener politischer Formen auch auf die Demokratie als eine Möglichkeit zu verweisen, steht der Anonymus von Sagogn bewusst oder unbewusst dem Denken Plutarchs viel näher als de Guevara, der die Geschichte vom Treffen der Sieben Weisen ihres ursprünglich politischen Sinns beraubt und für seine Zwecke instrumentalisiert hat. Passenderweise gibt er darum als Quelle «De exilio» an, denn ihm ging es um das Lob eines freiwilligen Exils auf dem Land.

Vorbilder für einen freien Umgang mit traditionellen Materialien sind aus dem Bereich des Mythos bekannt, wo es durchaus üblich ist, politische Ideologien mittels mythosbasierter Argumente zu begründen, was Teil der sog. «Arbeit am Mythos» ist.²⁷ So hat im 12. Jahrhundert Gottfried von Viterbo Römer und Deutsche zu Geschwistervölkern gemacht, indem er Vergils Politmythos von der Abstammung der Römer von den Trojanern dahingehend erweiterte, dass auch die Deutschen trojanische

Wurzeln hätten. Und noch zu Beginn des 15. Jahrhunderts baute der französische Humanist Jean Lemaire de Belges diese Genealogie weiter aus, indem er über Francus, einen erfundenen Sohn von Hektor, auch die Gallier und damit die Franzosen von den Trojanern ableitete.²⁸ Roman Muntaner, der Historiker der von der Paläologendynastie zu Hilfe gerufenen katalanischen Kompanie, machte seinerseits Helena alias Arena zur Frau des Herzogs von Athen, lässt Paris ihr ganzes Gefolge von hundert Rittern erschlagen und die Herzogin, die anlässlich einer Pilgerfahrt nach Troja gekommen war, entführen.²⁹

Arbeit am Mythos bedeutet Weiterarbeit innerhalb vorgegebener Strukturen. Demgegenüber verfährt Antonio de Guevara mit seinen Materialien völlig frei, «he may indeed be considered a modern writer, a rare inventor of a hybrid genre that combines history and fiction».³⁰ Aus diesem Grund bedürfte es umfassender Detailrecherchen, um die Überlegungen nachzuvollziehen, die sich de Guevara bei der Komposition seines Plutarch-Zitats gemacht haben könnte. Dass der Text bewusst komponiert sein muss, darüber kann jedoch kein Zweifel bestehen; das ist allein schon aus seiner Strukturierung ablesbar: Die historischen Gegensatzpaare Rom – Karthago sowie Athen – Sparta umschliessen das Inselpaar Sizilien und Rhodos, worauf den Abschluss das heute eher unbekanntere Sikyon macht, auch wenn es sich historisch gesehen um eine Polis wie Athen und Sparta handelte.³¹

Hier seien nur Sizilien und Sikyon herausgegriffen, um exemplarisch die Schwierigkeiten einer derartigen Analyse aufzuzeigen. Eindeutig auf Motive antiker Provenienz hat Antonio de Guevara im Falle von Sikyon zurückgegriffen, von denen das eine mit dessen Schlussstellung korrespondiert. Die ist nämlich alles andere als zufällig; nach den Gesetzen der Rhetorik spart man sich das schlagkräftigste Argument für den Schluss auf, und dementsprechend hat de Guevara, dem es ja einzig um das Lob des Landlebens geht, nicht zufällig gerade an dieser Stelle den Namen Sikyon platziert, rezeptionsgeschichtlich eine Chiffre für «Landleben». Vergil, ein auch von Bündner Humanisten rege zitierter Autor, nennt diesen Namen im Zusammenhang mit einer idealistischen Schilderung des Bauernlebens.³² Weiter findet sich der positive Einfluss einer Abschottung gegen Fremdes schon in Cäsars Gallischem Krieg – eine Stelle, die dann auch Chiampell zitiert und auf die alten Räter überträgt.³³ Vor den griechischen Ärzten soll nach einer in Plinius' «Naturgeschichte» überlieferten Notiz bereits Cato seinen Sohn gewarnt

haben, weil sie sich verschworen hätten, die Römer mit Hilfe der von ihnen praktizierten Medizin umzubringen.³⁴ Ein Leben ohne Rechtshändel und mithin auch ohne Juristen ist ferner ein Topos in den Schilderungen des Goldenen Zeitalters.³⁵

Was hingegen Sizilien betrifft, stellt sich Ratlosigkeit ein. Wie kann diese Insel zum Inbegriff von Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und Gleichheit werden, wo doch die antiken Quellen in ihr in erster Linie eine Chiffre für willkürlich agierende Tyrannen sehen? Sollte man im Rahmen eines derart unhistorischen Motivpotpourris vielleicht an Friedrich II. denken, der im «Liber augustalis» seine Rolle als «Diener der Gerechtigkeit» herausstrich?³⁶

Plutarch als Autorität

«Ein stilistisch hervorragender, historisch urteilsloser, chronologisch unbekümmerter Mann» ist nach dem Urteil des Stammvaters der modernen Altphilologie, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, jener Plutarch,³⁷ der Antonio de Guevara ganz offensichtlich als Autorität galt – und gewiss auch dem Verfasser der Sagogner «Satzungen», er hätte ja sonst keinen Anlass gehabt, ihn zur Klärung der Frage «quala terra hagig ils pli buns uordens a schantaments» ohne Verweis auf Antonio de Guevara zu zitieren. Damit ist dieser Text aus Sagogn unter anderem auch ein interessantes Zeugnis für die Rezeption Plutarchs, denn es entspricht nicht unseren Erwartungen, ihn ausgerechnet im Zusammenhang mit einer Verfassungsdebatte als Autorität zitiert zu sehen. Diskussionen um die beste Form staatlicher Organisation haben eine lange Tradition, beginnen bereits bei Herodot, dem Vater der Geschichtsschreibung, und kulminieren in Ciceros Schrift «Über den Staat». Von Ciceros «Staat» kann im vorliegenden Fall abgesehen werden, wurde der vollständige Text doch erst 1819 auf einem Palimpsest entdeckt.³⁸ Herodot jedoch war bereits seit 1474 durch die oben erwähnte Übersetzung von Lorenzo Valla über das Latein einem weiteren Publikum zugänglich; ebenfalls wären Platon sowie Aristoteles – zwei andere diesbezüglich grosse Namen – damals schon in lateinischen Übersetzungen greifbar gewesen!³⁹

Mag die Inanspruchnahme von Plutarch für verfassungsrechtliche Dinge auch nicht unseren Erwartungen entsprechen, dem bedeutenden holländischen Humanisten Maarten van Dorp (ca. 1485–1525) galt dieser kaiserzeitliche griechische Schriftsteller

jedenfalls als Gewährsmann dafür, dass die Sieben Weisen die Begründer der Gesetzgebung waren.⁴⁰ «Den Weisen hat das Gesetz den Massstab an die Hand gegeben», heisst es dazu in Plutarchs «Gastmahl der Sieben Weisen».⁴¹ Es ist darum durchaus nachvollziehbar, wenn jemand, der seinen Überlegungen zur Organisation von Gemeinschaften mit dem Rückgriff auf einen antiken Autor die notwendige historische Tiefe geben wollte, sich nach einem Plutarch-Zitat umsah.

Parodistisches Konstrukt von Glaubwürdigkeit

Nichts verbindet von der Entstehung her die «Satzungen» mit den beiden früher verfassten Schriften. Überraschenderweise gibt es zwischen ihnen dennoch ein verbindendes Element in Gestalt der Fiktionalität, insofern als «Litgun» und «Topographie» Wirklichkeit auf einer fiktiven Ebene parodieren.

Vorangestellt ist den beiden älteren Sagogner Texten nebst einem Gedicht unter dem Titel «Der Wappenschild des Litgun» nämlich ein angeblich von einem Notarius und Cancellarius unterzeichneter Ingress, in dem darauf hingewiesen wird, dass dieser Text so alt sei, dass er wegen der ungewohnten Buchstabenformen nur mühsam zu lesen sei. Was vorgelegt werde, seien Auszüge davon in Form beglaubigter Kopien, die Rechtsgültigkeit besässen und zugleich für authentisch gehalten würden: «Moquestas Extracziuns a Copias vidimadas dein da cou d'anvi vangir salvadas e tanidas par Authenticas a ufficialmeng sufficientas.»⁴² Die Verwendung des romanischen <authentic> im Zusammenhang mit rechtsgültigen Kopien stimmt überein mit der von den zeitgenössischen Lexikographen gegebenen Bedeutungserklärung für das lateinische *authenticus* und seiner Verwendung bei Chiampell.⁴³ Letzterer verwendet nämlich im Zusammenhang mit Urkunden synonym zu *literae* bzw. *tabulae authenticae*⁴⁴ die Wortverbindung *autoritatis plenae tabulae*;⁴⁵ entsprechend sind dann unter *authentici legati*⁴⁶ natürlich <bevollmächtigte Gesandte> zu verstehen. Der Sagogner Text und Chiampell folgen damit einem Wortgebrauch, auf den die Urkundenlehre von Bresslau ausdrücklich aufmerksam macht: «Doch ist das Wort (sc. *authenticum*) in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters bisweilen auch auf eine gewisse Art von Kopien übertragen worden. Da nämlich einer einfachen Abschrift, zumal wenn sie vom Empfänger der Urkunde hergestellt war, keine rechtliche Beweiskraft zugeschrieben werden konnte,

so musste sich schon früh das Bedürfnis herausstellen, Formen zu finden, durch die man Kopien mit solcher Beweiskraft auszustatten vermochte.»⁴⁷ Ganz offensichtlich wird in der Einleitung zum «Litgun» Amtsstil parodiert, um dem Dokument Glaubwürdigkeit zu verleihen; gekonnt ergänzt die zugehörige Beschreibung von dessen Siegelung die Persiflage des Kanzleistils.

Konstruktion einer Ursprungslegende

Doch zunächst wird der Ton gewechselt. Glaubwürdigkeit entspringt nicht allein aus protokollarischen Formalitäten; die Verwendung eines Narrativs, das sich als altüberlieferte Erzählung ausgibt, erfüllt den gleichen Zweck. Auf die durch das Einleitungsgedicht geweckte Neugier, was es denn mit diesem Knödel und den ihn begleitenden Fasnachtsküchlein für eine Bewandnis habe, geht das erste der auf die oben erwähnte Art unterschriftlich beglaubigten Dokumente ein; überliefert ist es zwischen Eisenplatten und mit einem Siegel aus Gerstenmehlteig in der Grösse einer Rahmkelle versehen. Was hier in einem alle Regeln der neuzeitlichen Protokollierkunst befolgenden Schriftstück daherkommt, ist dann überraschenderweise nichts anderes als eine Ursprungslegende.

Der Anonymus von Sagogn führt darin aus, wie einst zwei auf seinem Gemeindegebiet domizilierte – natürlich fiktive – Herrschaften, nämlich die von Tiert und Badangieu, deren Namen in der Bezeichnung für zwei südlich der Kirche, unmittelbar oberhalb des zum Rhein abfallenden Abhangs gelegene Fluren weiterleben, in einem recht unsanft mit Fäusten ausgefochtenen Kampf das wunderbare Wappen gewonnen hätten. Darauf kommt eine Prinzessin in der Funktion der Stifterin des als «Litgun» bezeichneten Brauchs ins Spiel. Fokussiert ist er auf das Wappen und dessen Beibehaltung für alle Zeiten: «par inna ragurdonza ed era mantienement da quei wopen».⁴⁸ Am Tag des Kirchweihfests, d. h. am Sonntag vor dem Gallustag am 16. Oktober,⁴⁹ sollen von nun an gemäss der Weisung der Prinzessin jährlich auf Muleins zwei Dinge durchgeführt werden: Zum einen geht es um die Zubereitung des eigentlichen Litgun, eines einzigen Riesenknödels in Brühe, aus 50 Malter Gerstenmehl und 25 Ballen Alpbutter. Hinzu kommen eine Art Fasnachtsküchlein, hergestellt wiederum aus 50 Malter Gerstenmehl, dem ebenso viel Roggen- und Weizenmehl zugegeben werden muss. Ebenso realitätsfremd wie die übertriebenen Mengenan-

gaben für die Zutaten sind die genannten Dimensionen: Um einen Mastbaum oder Dachsparren solle man diese Kuchlein wickeln können!

Bereits für dieses fantastische Detail finden sich antike Gegenstücke. Dass etwas Gebackenes gewissermassen zum Tuch wird, erinnert an die bei Varro überlieferte Etymologie für *panis*, Brot. Weil dieser berühmte römische Universalgelehrte das Fladenbrot als die ursprünglichste Form von Brot betrachtete, leitete er *panis* von *pannus*, ‚Tuch‘, ab, einem Wort, das manchen als Bezeichnung für ‚Windel‘ aus der Weihnachtsgeschichte nach der Vulgata bekannt sein dürfte.⁵⁰ Doch damit nicht genug. Im Lexikon des Pollux, das dank einer 1541 in Basel erschienenen Übersetzung auch von des Griechischen Unkundigen benutzt werden konnte, wird eine Sorte von Zeremonialbrotten erwähnt, die ihren Platz im Dionysoskult hatten, an Spiesse gesteckt gebacken wurden und deren Dimensionen ebenfalls das Übliche weit überschritten. Aus bis zu drei Scheffeln Getreide sollen diese Brote nämlich gebacken worden sein.⁵¹ Wenn wir der Einfachheit halber den Scheffel zu 50l rechnen, ergäbe das ein Brot von über 110 kg bzw. 17m² Fladenbrot, d. h. die Massangaben in diesen antiken Texten sind nicht weniger fantastisch als die für Sagogn überlieferten.⁵²

Was fantastisch daherkommt, erinnert bei näherem Zusehen doch sehr an de Guevaras unbekümmerten Umgang mit antiken Motiven, wie er sich exemplarisch in dem mit Sikyon verknüpften Motivpotpourri gezeigt hat. Nicht nur ist die Handlungssequenz «Gewinnung eines Schildes – Anweisung zu dessen Bewahrung – Zelebrierung von Festmählern durch die dafür zuständige Körperschaft» aus der Gründungssage des altrömischen Kollegiums der Salier bekannt, bekannt waren diese Salier ebenfalls für die Durchführung von Gastmählern, die an Üppigkeit den im vorliegenden Text erwähnten in nichts nachstanden; die von Erasmus in Anlehnung an Horaz geprägte Formulierung *Saliares dapes* wurde sogar sprichwörtlich.⁵³

Das Salierbrauchtum führte man auf folgende Begebenheit zurück: Numa Pompilius, dem zweiten der altrömischen Könige, soll eines Morgens während seines Gebets vor der *regia* ein Schild vom Himmel vor die Füsse gefallen sein und zugleich habe ihm – nein, nicht eine Prinzessin, sondern einfach eine Stimme prophezeit, der noch junge römische Staat werde nur so lange Bestand haben, als er diesen Schild bewahren werde. Um einem Diebstahl vorzubeugen, liess Numa zunächst elf Kopien herstellen und übertrug die Aufsicht über die nun insgesamt zwölf Schilde dem Kollegium der Salier.⁵⁴

Soviel zu den antiken Motiven, deren man sich bei der «Litgun»-Legende in parodistischer Weise bedienen haben könnte, um – inspiriert von de Guevaras literarischer Technik – diesen Brauch auf einen Ursprung zurückzuführen. Es kann nicht a priori ausgeschlossen werden, dass die Rezeption von Antonio de Guevaras Werk auch in der Surselva bereits ein Vierteljahrhundert vor der Niederschrift der «Satzungen» begann, was im Vergleich zum übrigen Europa immer noch spät wäre.

In ethologischer Hinsicht liegt der Brauch des «Litgun» natürlich auf einer in unserem Kulturraum seit der Antike auszumachenden Linie. Essen, verstanden nicht als lebensnotwendige Nahrungsaufnahme, sondern als zeichenhaftes Ritual, das ein «esser sco en in bried da pieun» inszeniert, d. h. ein Leben im festlichen Überfluss, wofür Fett die geeignete Chiffre abgibt, hat seit jeher die rituelle Funktion der Selbstversicherung und damit Stärkung der Gemeinschaft gehabt. «Nel mondo antico greco, etrusco e romano, infatti, gli avvenimenti importanti della vita pubblica e privata sono sempre accompagnati dal consumo di pasti comuni in gruppi più o meno allargati, comprendenti ora la sola famiglia, ora amici, ora confraternite di persone unite da interessi comuni (politici, religiosi, professionali).»⁵⁵ Es führt eine gerade Linie von den gemeinsamen Mahlzeiten der spartanischen Männergesellschaft, den sog. Syssitien, über das gemeinsame Essen der athenischen Archonten im Prytaneion auf der Agora Athens bis hin zum Bsatzig- und Gerichtessen im alten Bünden.⁵⁶

Zum rituellen Essen hinzu kommt im alten Rom wie in Sagogn die Bewahrung eines Schildes bzw. eines Wappens, was miteinander identisch ist, wie die heraldische Bezeichnung «Schild» für den Hauptteil eines Wappens beweist. Der augusteischen Literatur galten die genannten Salierschilde als Faustpfand für die römische Herrschaft, ihre Bewahrung mithin als Symbol für deren Perpetuierung, vergleichbar der Funktion des «mantiement da quei wopen» für die Gemeinschaft von Sagogn.⁵⁷ Die Parallelen gehen aber noch weiter. So wie es neben den altrömischen Schildbewahrern noch die Salischen Jungfrauen gab,⁵⁸ bezieht der Sagogner Text «Dunschellas a Matouns» inkl. der Vogtschaft über letztere mit ein, ein untrügliches Indiz dafür, dass – wie es bereits Martin Bundi postuliert hat – dieser Text seinen Ursprung den Gebräuchen rund um das Knabenschaftswesen verdankt.⁵⁹ Bereits Gian Caduff hat in seiner Abhandlung über die Bündnerischen Knabenschaften herausgearbeitet, wie z. B. in den Aufnahmebräuchen – entsprechend den noch heute am Zürcher Sechseläuten bei den abendlichen gegenseitigen Besu-

chen auf der Zunftstube üblichen geistreichen Wortgefechten – sowohl Witz wie Rhetorik gefordert waren,⁶⁰ mithin auch eine Neigung zum Spiel mit literarischen Motiven nicht ausgeschlossen werden kann; immerhin ist auch im Folgenden das Spiel mit Bildungswissen nicht zu übersehen.

Die Gesetze der Sozietät

Auf Aition und Rezeptur des «Litgun» folgt ein weiterer Abschnitt. Betitelt ist er mit «L.S.», einer Abkürzung, die als *leges societatis* – Gesetze der Gemeinschaft – aufzuschlüsseln ist und sich ebenfalls am Motiv der parodistischen Konstruktion von Glaubwürdigkeit orientiert.⁶¹ Die für das Original angeblich verwendeten Beschreibmaterialien und ihre Siegelung verweisen nämlich ganz klar ins Reich der Fantasie. Beschreibmaterialien und Siegel sind im Übrigen kunstvoll aufeinander abgestimmt und bilden eine doppelte Klimax. Bei ersteren erfolgt die Steigerung über eine Schiefertafel, Birkenrinde und eigentliches Urkundenpergament vom Kitz bzw. Fisch bis hin zu einem präzis beschriebenen altrömischen Wachstafelbüchlein. Nicht weniger abenteuerlich sind die angehängten Siegel, entsprechend dem Siegel aus Gerstenmehlteig in der Grösse einer Rahmkelle unter der «Litgun»-Legende. Ist beim ersten Dokument der «L.S.» noch einfach von einer Siegelung durch 17 Gouverneure die Rede, so folgen nun drei mit Kirsch- bzw. Tannenbaumharz sowie Kolophonium gesiegelte Urkunden. Vom folgenden Dokument wird wiederum wie beim ersten nur vermerkt, dass es gesiegelt ist, und zwar mit zwei Siegeln in der Grösse von Gebsen, während die drei vorangehenden Dokumente behängt sind mit Siegeln von der Grösse eines Kübels, eines Butterfasses und einer Käse- oder Ziegerform. Inhaltlich geht es dabei um die der Gemeinschaft geschuldeten Beiträge, Jagdprivilegien und die Vogtschaft über die Mädchen sowie das rituelle Gerichtsverfahren der «Dertgira nauscha».

Was nun auch in diesem Abschnitt des Anonymus von Sagogn auffällt, ist die Verwendung von Motiven, die ganz offensichtlich zum Bildungsgut der damaligen Zeit gehörten. Hierzu zählt die Erwähnung des Kolophoniums, eines pflanzlichen, nach dem kleinasiatischen Kolophon benannten Harzes, bei dem heute in der Regel ein Geiger vor unser geistiges Auge tritt und den Bogen seines Instruments damit behandelt. Vergessen ging, dass Harze auch ein Bestandteil von Siegelwachs waren, ja auch

in der Realität manchmal mit reinem Harz gesiegelt wurde.⁶² Wenn der Anonymus von Sagogn mit reinem Kolophonium siegelt, könnte man das zunächst dahingehend interpretieren, dass er das Dokument damit als besonders wertvoll auszeichnen wollte. Doch viel eher haben wir es auch hier mit einer Art ironischem Verfremdungseffekt zu tun, einer für die Parodie typischen Überzeichnung der Realität, die aus dem Spiel mit gelehrten Ausdrücken resultiert. Wenn nach Kirsch- bzw. Tannenbaumharz mit Kolophonium gesiegelt wird, klingt das nur für denjenigen ehrfurchtgebietend, der nicht weiss, dass dieser exotisch klingende Begriff auch das in den Alpen gewonnene Harz bezeichnen konnte, mithin bloss ein Synonym für die beiden andern genannten Harze ist.⁶³ Zu lesen steht das bei Pedanius Dioskurides, einem heute unbekanntem Autor aus der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, der aber bereits in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends ins Syrische und mehrfach ins Arabische übersetzt noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts als Autorität für pflanzliche Wirkstoffe die medikamentöse Therapeutik des Abendlandes beeinflusste, so dass es weiter nicht erstaunlich ist, wenn sein Werk 1539 ins Lateinische übersetzt auch in Basel gedruckt erschien und damit für ein weiteres Publikum in unsern Gegenden greifbar war.⁶⁴ Gleichzeitig mochte mit diesem abschliessenden Einzelsiegel ein Wortspiel mit jenem, Kolophon genannten, informativen Zusatz am Schluss einer Handschrift intendiert sein.⁶⁵

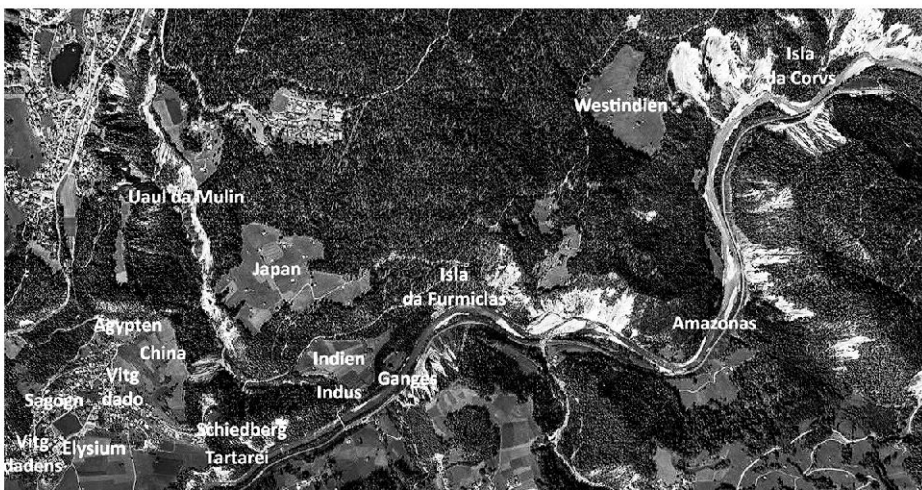
In diesen Zusammenhang gehört auch die Beschreibung des letzten Dokuments als Wachstafelbüchlein, wie es zur Zeit des Komödiendichters Plautus verwendet wurde. Spiegelt sich hier etwa jene Stelle aus dem «Pseudolus», wo jemand seiner Angebeteten «mit Hilfe von Wachs, Holz und Buchstaben» einen Gruss übermittelt? Ist es wirklich blosser Zufall, wenn gerade diese Komödie in der fraglichen Zeit durch Giambattista Della Porta zwei sehr populäre Bearbeitungen erfahren hat und damit für ein gebildetes Publikum als bekannt vorausgesetzt werden darf?⁶⁶

In den «L.S.» zeigt es sich, dass ihr Verfasser in gewissem Sinn mehr Humanist war als Durich Chiampell. Im Kontext mit der Festlegung eines Termins wird nämlich die Fastnachtszeit genannt, aber nicht unter Verwendung des geläufigen Terminus «tscheiver», sondern – wie wenn das die selbstverständlichste Sache der Welt wäre – in Anlehnung an die lateinischen Bacchanalien als «Bachanailla»; die Belege für diesen Begriff sind nach dem «Dicziunari rumantsch» mehr als spärlich und weisen das Wort

als Synonym für «Saufgelage» aus.⁶⁷ Undenkbar, dass der Pfarrer und Vertreter des Bündner Humanismus Chiampell diese Bezeichnung verwendet hätte! Ihm gilt in echt protestantischer Manier a priori alles als etwas Teuflisches, was in Beziehung zu einem heidnischen Gott wie Bacchus gesetzt werden kann, wie aus seinem Bericht über den ihn an Bacchanalien erinnernden Perchtenbrauch der «punchiadurs» in der Surselva hervorgeht.⁶⁸

Die Champs-Élysées von Sagnon

Die leider nicht vollständig überlieferte «descripziun topographica» – es fehlt die Beschreibung des Dorfes selbst – steht in der Tradition antiker Periegeten wie Pausanias, dessen «Beschreibung Griechenlands» Massstäbe setzte.⁶⁹ So richtig in Mode kommen topographische Beschreibungen dann im 16. Jahrhundert unter dem Einfluss der umfassenden kosmographischen Werke von Enea Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., über (Klein-)Asien (1477) und Europa (1501). Diesem Interesse verdankt sich auch Simon Lemnius' 1543 erschienene Übersetzung der «Weltbeschreibung» von Dionysios Periegetes.⁷⁰ Nicht zufällig entstand zu dieser Zeit Durich Chiampells «topographica descriptio», die als Teil einer gesamten Darstellung der geographischen Verhältnisse der Schweiz gedacht war.⁷¹ Die Ausformung dieser Literaturgattung widerspiegelt sich im Lexikon von Ambrogio Calepino, das dem wachsenden Bedürfnis nach Erklärung der zugehörigen Fachterminologie durch die Aufnahme neuer Lemmata nachkam. Während sich in der Ausgabe von 1512 noch kein entsprechendes Stichwort findet, diejenige von 1546 dann wenigstens *topographia* knapp erklärt, differen-



Vertrautes Gelände – fremde Namen.

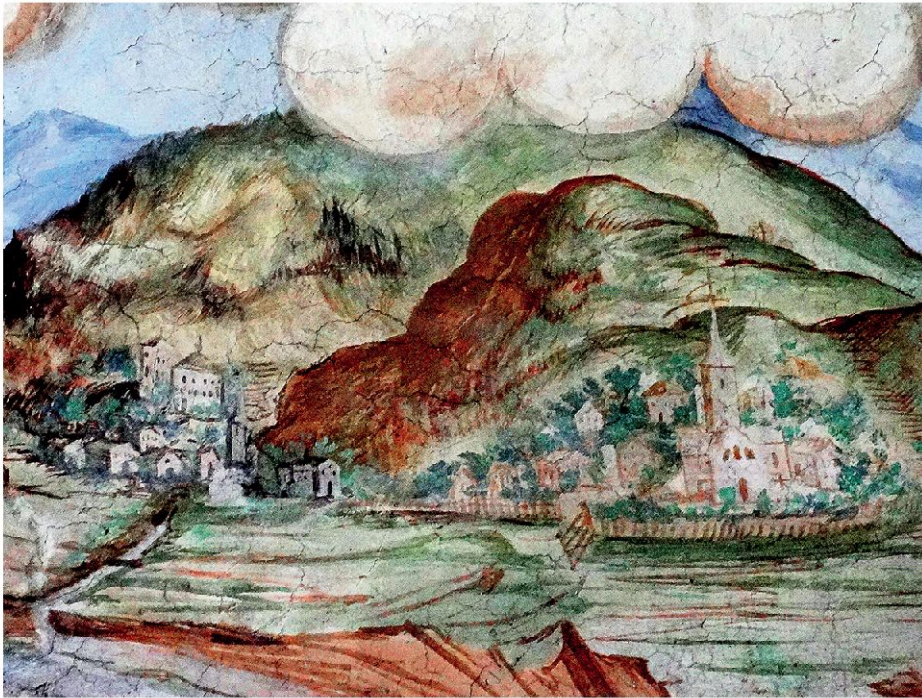


Die heute teilweise überbaute Flur «Muleins» östlich des Kirchhügels von Sagogn.

ziert jene von 1778 sogar zwischen *topographia* und *topothesia*, d.h. zwischen der Beschreibung eines wirklichen und eines bloss fiktiven Ortes. Zurückgegriffen wird dabei auf die unter dem Namen des Servius überlieferte Kommentarmasse zu Vergils Aeneis, die «Topographie» als die Beschreibung eines wirklichen Ortes definiert.⁷²

Was wir in der «descripziun topographica» lesen, erfüllt die Erwartungen, die eine Schrift dieses Titels weckt, jedoch nur bedingt. Es werden zwar real existierende Toponyme aufgezählt, doch es bleibt beim Katalog; über ihre Lokalisierung – das, was eine Topographie eigentlich leisten sollte – setzt uns in der Regel erst Martin Bundis Karte ins Bild.⁷³ Entschädigt wird man für dieses Manko durch die zahlreichen Analogien zur Welt ausserhalb der Gruob, die derart kühn sind, dass von einer Parodie humanistischer Gepflogenheiten gesprochen werden muss.

Hier geht es nämlich nicht darum, eine literarische Landschaft im eigenen Umfeld Wirklichkeit werden zu lassen, wie es etwa Simon Lemnius machte, in dessen Versen sich die Umgebung seines Geburtshauses auf «Guad» zu einem Arkadien im Münstertal verwandelt, vergleichbar Kaiser Hadrian, der in seiner Villa in Tivoli u. a. die Geographie Alexandriens nachbauen liess.⁷⁴ Von einer unmittelbar östlich der Kirche gelegenen Wiese heisst es beispielsweise: «Muleins ist die Hauptresidenz, eingefasst von Palisaden, von uns so kostbar genannt wie die Elysischen Felder oder das Paradies der Heiden, weil hier alljährlich an unserem



Detail aus Giovanni Battista Macholinos Fresko «Bild des göttlichen Zorns» in der katholischen Pfarrkirche von Sagogn mit Schluen links und Sagogn rechts.

grossen Kirchweihfest unsere Olympiaden abgehalten werden.» Tatsächlich wissen wir dank eines auf 1639 datierten Freskos in der katholischen Pfarrkirche, dass einst eine Abschränkung aus Holz Sagogn mitsamt den am Dorfrand gelegenen Wiesen und Feldern umgab.⁷⁵ Doch war die Palisade auch Realität, eine Königsresidenz dahinter gab es natürlich nicht. Eine hinter einer Befestigung aus Pfählen gelegene Residenz kennt hingegen Homers Odyssee – dank Simon Lemnius' 1549 gedruckter Übersetzung auch den des Griechischen Nichtkundigen zugänglich – auf der Insel des Phäakenkönigs Alkinoos: «Odysseus bewundert... die um die Stadt herum errichteten Mauern, aufrecht gehalten durch hohe Pfähle und Pfeiler.» Darüber hinaus lässt Homer Alkinoos auf dem Markt seiner pfahlbewehrten Residenzstadt Wettkämpfe in den olympischen Disziplinen organisieren.⁷⁶

Diese auffällige Parallelität der Motive schliesst einen Zufall aus. Auch die Bezeichnung der Elysischen Felder von Muleins als Paradies der Heiden verdankt sich wohl nicht einem Spontaneinfall unseres Anonymus; Parallelen zwischen Phäakeninsel und dem Garten Eden im Alten Testament diskutierte man bereits in frühchristlicher Zeit.⁷⁷ Es bräuchte ja einer nicht einmal des Griechischen kundig zu sein, um einem antiken Vorbild für den Motivkomplex «Sport im befestigten Paradies» zu begegnen. Genauso schildert Vergils Aeneis das Elysium in der Unterwelt: ein idyllischer Platz gelegen hinter den festen Mauern der Königsburg der Unterweltsherrscher, wo man Sport treibt.⁷⁸

Inspiziert sein könnte unsere Stelle durch Heinrich Glareans hochgelehrtes Gedicht «*Descriptio de situ Helvetiae et vicinis gentibus*», das es dann dank Myconius' Kommentar doch noch zu einer gewissen Popularität brachte, denn bereits hier erscheint das mit der Phäakeninsel identifizierte Korfu als Chiffre, um die Schweiz in den Rang eines Paradieses zu erheben. Runde 30 Jahre später wird dann Francesco Negri diese Chiffre dazu benützen, um die Fruchtbarkeit der Felder Rätiens herauszustreichen.⁷⁹ Wie sehr damals auch die Wahrscheinlichkeit gestiegen war, dass man in gebildeteren Kreisen auf den Begriff der Elysischen Felder stossen konnte, zeigt weiter der Umstand, dass sich ab der Auflage von 1558 ein entsprechender Eintrag in Calepinos Lexikon findet.⁸⁰ Doch ihre Lokalisierung in unmittelbarer Nachbarschaft zur Kirche entbehrt nicht einer gewissen Pikanterie, gibt hier doch etwas Heidnisches die Chiffre für «kostbar» ab, und zwar erst noch durch die Übernahme einer Vorstellung, die ursprünglich allein mit dem Jenseits verbunden war! Vorausgesetzt ist hier natürlich, dass das Elysium in nachvergilischer Zeit zum Paradies auf Erden mutierte. Der entscheidende Schritt dazu wird in der *Sertorius-Vita* von Plutarch, einem in Sagogn ja bestens bekannten Autor, gemacht, wo die Kanarischen Inseln mit den Inseln der Seligen und dem Elysium identifiziert werden. Aus der Zeit kurz nach 1600 sind dann die ersten Versuche bekannt, die Vergilische Unterweltsgeographie auf die Realität Kampaniens zu übertragen, eine Entwicklung, der sich später die Namengebung für die Champs-Élysées von Paris verdankt.⁸¹ Bei unserem Text aus Sagogn dürfte es sich mithin um eines der frühesten Beispiele für die Rezeption der Bedeutungsverschiebung von «Elysium» nördlich der Alpen handeln.

In einem weiteren Punkt dokumentiert die Notiz zu Muleins, wie sehr der Verfasser der Sagogner «*Topographie*» auch mit den damals neuesten frühneuzeitlichen Entwicklungen bei der Verwendung von Wörtern aus dem Bereich der Antike vertraut gewesen sein muss. Wie anders soll man sich sonst die auffällige Bezeichnung der im Rahmen des Kirchweihfestes durchgeführten Wettkämpfe als «*Olympiadas*» erklären?⁸² Denn der Begriff *Olympias* verwies im Altgriechischen vorwiegend auf einen Zeitraum von vier Jahren, nicht aber auf die an dessen Ende abgehaltenen Spiele und wurde noch im Mittelalter mit dieser Bedeutung im Kontext von Datierungen verwendet. Nur in vereinzelten Fällen und bei Autoren, die nicht im Hauptliteraturdialekt, dem Attischen, schrieben, begegnet der uns so vertraute Wortge-

brauch von ‹Olympiade› im Sinne von ‹Olympische Spiele›; von der römischen Literatur wurde diese Metonymie bezeichnenderweise nicht rezipiert. Wie ungebräuchlich insbesondere die Verwendung des Plurals ‹Olympiaden› für ‹Olympische Spiele› noch 1560 bzw. 1566 war, belegen zwei in der Schweiz erschienene Pindar-Übersetzungen, in denen der Begriff noch mit ‹Olympische Wettkämpfe› (*Olympica certamina*) umschrieben wird.⁸³ Erst im lateinischen Schrifttum des Humanismus in der Zeit der Texte von Sagogn kommt die moderne Verwendung des Begriffs richtig auf. Einen entsprechenden Beleg – in der Form *Olympiadum festivitatem* (die Festlichkeit der Olympiaden) – habe ich allerdings erst im «Agonisticon» von Pierre du Faure de Sain-Jorry gefunden, einem Werk, das 1592, also erst nach dem angenommenen Jahr der Niederschrift der Sagogner «Topographie» erschienen ist; zum Thema gemacht hatte die Olympischen Spiele als eine der Gesundheit förderliche Aktivität allerdings bereits der Arzt Girolamo Mercuriale in seiner erstmals 1569 erschienenen «Kunst der Gymnastik».⁸⁴

Der Vergleich ländlicher Feste mit griechischen Olympiaden hat auch in die volkskundliche Fachliteratur Eingang gefunden. In Richard Weiss' Volkskunde lesen wir zu den zur Mitsommerzeit, an Jacobi oder bei der Alpentladung im Herbst abgehaltenen Äplerfesten und Alpstubeten: «Diese Feste erhalten durch die Äplerspiele ihr besonderes, wettkampffartiges Gepräge, das an die Olympiade der griechischen Hirtenvölker ... erinnert.»⁸⁵ Eigentliche sportliche Aktivitäten im Rahmen der Knabenschaften sind allerdings nur als Teil der Aufnahme-rituale bekannt. Denkbar wäre es, dass damit die Paraden der Knabenschaft gemeint sein könnten, die häufig im Zusammenhang mit kirchlichen Festen durchgeführt wurden; belegt sind Kämpfe zwischen den Knabenschaften verschiedener Dörfer.⁸⁶ Wie man in Rätien unabhängig vom Alter generell herausragende körperliche Leistungen bewunderte, zeigen die entsprechenden Ausführungen in Chiampells «Topographie»; starke Männer, die es mit ziemlich allen aus Antike und Altem Testament bekannten legendären Kraftmenschen hätten aufnehmen können, waren im alten Bünden offenbar gar keine so seltene Spezies. Dabei scheint man sich auch in Disziplinen geübt zu haben, die weit über das hinausgingen, was an den Olympischen Spielen der Antike üblich war, wie etwa im Doppelspeerwurf.⁸⁷ Von der Begeisterung, mit der man im alten Rätien nicht nur dem Ringen und Steinwerfen, sondern auch dem Schiesssport huldigte, berichtet bereits Francesco Negri.⁸⁸

Von der Adria bis in den Orient: virtuelle Geographie

Im Folgenden steckt die Sagogner «Topographie» das Gemeindegebiet ab unter Verwendung geographischer Begriffe, die ein Gebiet mit einer Ausdehnung über Europa hinaus bis in den Fernen Osten und nach Südamerika auf die Gruob projizieren; sogar Afrika ist mit Atlas, Ägypten und Rotem Meer vertreten. Das Kerngebiet ist in der Realität durch folgende Grenzpunktangaben fixiert: Im Norden sind das an Laax und Falera angrenzende Fluren, im Westen die Grenze zu Schluein und im Süden das Castrisch gegenüberliegende Rheinufer und weiter flussabwärts die frühere Brücke nach Valendas sowie die Grenze zu Flims. Diese U-förmige Struktur, deren Rundung gegen die Surselva gerichtet ist, schneidet ungefähr rechtwinklig auf der Höhe der Burg Schiedberg die Linie des Ual da Mulin. Östlich davon bilden die Fluren Planezzas und Bargaus die parallel zum Ual da Mulin verlaufende Basislinie eines Dreiecks mit der Spitze im Bereich von Tuora. Um dieses Kerngebiet herum, auf dessen Gebiet einzelne Bereiche als sog. Wüsteneien ausgeschieden werden, gruppiert der Text gewissermassen als Satelliten die sog. Inseln und Maiensässe bzw. Alpen.

Die im Rahmen dieser «Topographie» verwendeten fiktiven Motive sind von zweierlei Art: Zum einen ist dieses Gebiet in sog. Herrschaften mit einer je eigenen politischen Struktur, die durch die Nennung von je einer ausländischen Entsprechung charakterisiert wird, unterteilt und nimmt damit etwas vorweg, was sich in Jugendorganisationen als Gliederungsprinzip etabliert hat, wo Untergruppen nach Ländern, Burgen oder auch den Stämmen Israels benannt sind. Und so ist die Rede von einer Magnatschaft so gut wie von einer Woiwod- und Grafschaft; es gibt Gegenstücke zu dem von einem Sultan beherrschten Ägypten wie zu den Kaiserreichen von Indien und Japan – alles Antonio de Guevaras Fantasie ebenbürtig! Auf den Aspekt seiner durch Natur und künstliche Befestigung gesicherten Lage ist der Vergleich des Gebiets von Bregl da Heida an aufwärts mit China fokussiert, eine Beurteilung nach einem bei Cäsar und Livius geläufigen Muster.⁸⁹ Auch die Assoziierung der abgelegenen Gebiete von Planezzas, Bargaus und Tuora östlich des Ual da Mulin mit dem Fernen Osten und Südamerika kann im Sinne eines überzogenen Vergleichs nachvollzogen werden, analog zur Angabe, dass die unmittelbar westlich von Schiedberg gelegenen Wiesen an die Tartarei grenzen.⁹⁰ Der Blick des Textverfassers ist ganz offensichtlich nach der Surselva gerichtet, und so hält er sich an die Vorstellung Picco-

lominis, dass Europa mit seinem Rücken an Asien stosse; noch Goethe dichtete: «hinten, weit, in der Türkei».⁹¹

Neben diesem Rekurs auf Fremdes als Referenz im Politischen sowie im Hinblick auf Aspekte der Lage steht der völlig surreale Abgleich der lokalen Verhältnisse mit der «Weltgeographie». Denn dass der Rhein auf der Strecke zwischen Castrisch und Valendas an Anatolien bzw. Kleinasien grenzen soll, dass hier das Mittelmeer oder Adriatische Meer liege, hat absolut keine Vergleichsfunktion, ist reine Fiktion, so dass der Rhein etwas weiter unten auf der Höhe von Bargaus auch zum Ganges, später sogar zum Amazonas werden kann; einer der Rheinzuflüsse ziemlich genau unterhalb des Dorfes mutiert seines angeblichen Mineraliengehalts wegen gar zum Roten Meer.⁹² Man ist deshalb versucht, hier wiederum jemanden am Werk zu sehen, der in humanistischer Tradition mit Bildungsgut spielt, wie der bereits genannte Glarean, der auch Ganges, Tigris und Euphrat in metaphorischem Sinn mit der Schweiz verknüpfte.⁹³ Nicht zuletzt weist ferner die getrennte Nennung von «Asia Minora» und «Natolia» in dieselbe Richtung, erinnert sie doch sehr an die Verwendung des gelehrten Begriffs «Kolophonium» für das gewöhnliche Baumharz. Hier ist nämlich ebenfalls zweimal vom Gleichen die Rede. Der Begriff «Kleinasien» – die Alten Römer sprachen einfach von «Asia» – begegnet erstmals im 2. Jahrhundert n. Chr. beim Geographen Ptolemaios und wird mit Orosius' Universalgeschichte in die lateinischsprachige Tradition des Westens überführt. So bezeichnet dann z. B. um 1300 die Ebstorfer Weltkarte diese Gegend mit *Asia minor* und in Sebastian Münsters «Cosmographie» von 1544 liest man den Titel «Das klein Asia».⁹⁴ Demgegenüber ist der Terminus «Anatolien», der heute den asiatischen Teil der Türkei bezeichnet, jünger. Belege für die Gleichsetzung von *anatolie* mit *anatolé* (Osten), der Voraussetzung für eine Wortbildung «Anatolien», analog zu «Gallien» und «Germanien», finden sich erst in der Spätantike ab dem 4. Jahrhundert in den sog. «Kyranides» und der Suda, Werken kompilatorischen und lexikographischen Inhalts also.⁹⁵ Als bereits gebräuchlich geworden deklariert die synonyme Verwendung von Kleinasien und Anatolien in der Form «Natolia» dann eine Marginalie in der lateinischen Ausgabe von Paolo Giovios Türkenschrift, die von Francesco Negri, dessen Einfluss auf das Geistesleben in Bünden kaum unterschätzt werden kann, 1537 in Strassburg herausgegeben wurde. Seine Bestätigung findet dieser Hinweis in der Beschriftung der Karte «Griechenland mit andern anstossenden Ländern» bei Münster und durch eine Legende im epochemachenden 1570 erschienenen

Kartenwerk von Abraham Ortelius, in dessen «Theatrum orbis terrarum» eine Karte nämlich mit «Natoliae, quae olim Asia minor, nova descriptio» angeschrieben ist.⁹⁶

Aus welchen Quellen hat der Verfasser der Sagogner «Topographie» aber wohl sein Wissen in Bezug auf die Gebiete im Fernen Osten geschöpft? Das indische Mogulreich z.B. trat erst 1596 durch eine Publikation des Niederländers Jan Huyghen van Linschoten ins Bewusstsein weiterer Kreise.⁹⁷ Wie die oben erwähnte Rezeption des Begriffs «Olympiade» im Sinne von olympischen Spielen würde das die bisherige Datierung des Texts allerdings in Frage stellen. Der Begriff der «Tartarei» hingegen hat nachweislich früher eine weitere Verbreitung gefunden. Zurückgehend auf einen Ausspruch von Ludwig dem Heiligen im 13. Jahrhundert wurde dieser Neologismus zur Bezeichnung des Wohngebiets der antiken Sarmaten bereits von Vadian in seinem 1522 erschienenen, auch Chiampell bestens bekannten Kommentar zur Erdbeschreibung von Pomponius Mela aufgenommen, auf den sich dann die 1612 erschienene Auflage von Calepinos Lexikon unter dem Stichwort *Tartari* beruft.⁹⁸ Der Sagogner Text lehnt sich mit der lautlichen Form «Tartarei» an den damals auch bei Münster und Stumpf üblichen Sprachgebrauch an, der im Gegensatz zu der später im Deutschen vorherrschend gewordenen Form «Tatarei» die griechische Bezeichnung für die Unterwelt anklingen lässt.⁹⁹ Mit dem Begriff «Tartarei» könnte der Anonymus von Sagogn jedoch auch über ausserliterarische Kanäle in Kontakt gekommen sein. Zu denken ist hier an die engen Beziehungen Bündens zu Venedig, die vielleicht auch das Wissen um die bedeutsame Rolle, die die Tartarei als Sklavenlieferant der Lagunenstadt noch zu Ende des 15. Jahrhunderts spielte, in die Surselva vermittelten.¹⁰⁰ Ist die Merkwürdigkeit, dass die Sagogner Tartarei eigentlich nur einen Teil des Mühlbachtobels umfassen kann, vielleicht dadurch zu erklären, dass hier die Sklaven Sagogns in Form von Mühlen und Sägereien domiziliert waren? Weiter könnte sich auch die Gleichsetzung von Adria und Mittelmeer der Perspektive Venedigs verdanken.

Ein Spiel mit reinem Bildungswissen könnte wiederum hinter der Benennung von zwei fiktiven Inseln stehen, die dem Gemeindegebiet am linken Rheinufer unmittelbar vorgelagert zu denken sind. Es sind dies die *Isla da Corvs* gegenüber der Bahnstation Versam-Safien und die *Isla da Furmiclas* nordöstlich der Bahnstation Valendas-Sagogn auf der linken Seite des Rheins, beide auf der Schweizerischen Landeskarte verzeichnet.¹⁰¹ Diese Flurnamen sind nicht urkundlich bezeugt und darum wohl als Teil der Wirkungsgeschichte dieses Textes zu betrachten. Für die *Isla da*



Isla da Corvs. Blick vom Wanderweg durch die Ruinaulta.

Corvs würde sich – entsprechend ihrer Lage am Fuss einer Steilwand der Ruinaulta – als Anknüpfungspunkt der aus der Odyssee bekannte Rabenfels auf Ithaka anbieten, zu dessen Füßen idyllisches Weideland liegt.¹⁰² Hinter der trotz ihres Namens in auffälliger Weise zu den Wüsteneien gezählten Isla da Furmiclas könnte demgegenüber Ägina vermutet werden, jene Insel im Saronischen Golf, die nach dem Mythos menschenleer war, bevor sie Zeus mit aus Ameisen entstandenen Menschen bevölkerte. Überliefert ist dies im vielgelesenen poetischen Geschichtenbuch Ovids – berücksichtigt auch in Francesco Negris Epitome – sowie bei Servius, den auch Chiampell nicht selten herangezogen hat.¹⁰³ Glarean erwähnt den Mythos in seiner «Descriptio de situ Helvetiae» und noch Karl May ist er ganz geläufig.¹⁰⁴ Wiederum kann auch ein ausserliterarischer Wissenstransfer nicht ausgeschlossen werden. Ägina war 1425 der Hoheit Venedigs unterstellt worden und spielte fortan eine bedeutende Rolle als Getreidelieferant für die venezianischen Besitzungen im ägäischen Raum. Entsprechend herb muss 1540 in Venedig sein Verlust an die Türken empfunden worden sein. Die Insel hätte deshalb in Anbetracht der Beziehungen zu Venedig zumindest gewissen Kreisen in Bünden bekannt sein können und damit auch der mit ihr verbundene Mythos – allerdings nur unter der Voraussetzung, dass er auf den Namen «Leyena» übertragen worden war, wie die Venezianer Ägina damals nannten. Im Schicksal der Insel während des 16. Jahrhunderts spiegelt sich jedenfalls überraschend deutlich der Amei-



Isla da Fumiclas. Blick vom Wanderweg durch die Ruinaulta.

senmythos, denn in den Jahren 1502 sowie 1577 war die des Öfteren von Piraten heimgesuchte Insel Schauplatz der Deportation von insgesamt an die 10 000 Menschen in die Sklaverei, so dass Ägina fortan als eine menschenleere Wüstenei galt und von den Türken später wieder neu besiedelt werden musste.¹⁰⁵

Mit einem Wissen um schwelende Konflikte in Italien liesse sich weiter die Merkwürdigkeit erklären, dass die Sagogner «Topographie» den Sultan von Ägypten erwähnt und nicht einen der bedeutenderen, auch bei Münster und Stumpf verzeichneten von Konstantinopel/Istanbul, ausser wir führten dies auf das Nachleben Saladins im Abendland zurück, auch wenn er bereits nach drei Jahren seine Residenz von Kairo nach Damaskus verlegt hatte.¹⁰⁶ Diesmal wäre neben Venedig allerdings noch Florenz zu nennen, eine weitere Stadt, die in Bünden nicht unbekannt gewesen sein dürfte, liessen doch nach Chiampell im Jahr 1554 bei Marciano/Scannagallo/Siena zahlreiche Adlige im Kampf gegen Florenz ihr Leben.¹⁰⁷ Bereits im vorhergehenden Jahrhundert hatte nämlich ein Vertrag, den Florenz zur Absicherung seiner Aspirationen auf die Rolle einer Mittelmeer-macht mit dem Sultan von Ägypten abgeschlossen hatte, für Aufsehen gesorgt und den Argwohn Venedigs geweckt.¹⁰⁸

Zu manchen Motiven lassen sich auch darum nur Vermutungen anstellen, weil der Verfasser des Textes uns manchmal bizarr anmutende Motive in völlig freier Weise spielerisch nebeneinander gruppiert hat, es ihm jedenfalls keineswegs darum ging,

die Landschaft von Sagogn unter Verwendung literarischer Motive zu überhöhen, wie das etwa die humanistischen Bukoliker gemacht haben. In Simon Lemnius erster Ekloge versteht sich der Begriff Parnassus als zum Inhalt stimmige Chiffre für <geistiges Leben (in Graubünden und bei den Eidgenossen)>;¹⁰⁹ doch was die Assoziierung der hoch über Sagogn auf dem Gebiet von Laax gelegenen Maiensässe Murschetg und Mulania mit dem Parnass betrifft, fragt man sich ratlos, warum denn gerade dieser Berg, den die Aura Apolls umgibt, geeignet schien, mit der Viehwirtschaft kombiniert zu werden.¹¹⁰ Fast zwangsläufig wird man dazu geführt, in der Sagogner Topographie eine Parodie auf die Konstruktion geistiger Landschaften in humanistischer Tradition zu sehen. Jedenfalls erhebt dieser Text Sagogn in den gleichen Rang wie Susch, das Chiampell durch die etymologische Rückführung des Piz Glims auf den altgriechischen Götterberg Olymp geadelt hat.¹¹¹

Ein letztes Mal lässt unser anonymen Verfasser seinen Schalk aufblitzen, wenn er im Anschluss an eine Gegenüberstellung der Alpen und des ebenfalls von Schnee und Eis bedeckten Atlasgebirges selbstironisch das Fazit zieht: *Summa Summarum, montes superbiae, valles miseriae* – Alles in allem: Berge der Überheblichkeit, Täler des Elends. Dieser Ausspruch eines ungenannten französischen Gesandten – etwa von Jean Jacques de Castion in Haldenstein? –, mit dem er Kritik an Sitten, Einrichtungen, Örtlichkeiten und Streitkräften Rätens geübt hatte und den dann in den Neunzigerjahren des 16. Jahrhunderts Broccardo Borroni für eine Schmähchrift gegen dessen Bewohner verwendete, gab andern Anlass zu Irritationen.¹¹² Nicht aber unserem Anonymus, der ihn – ohne den Leser auch nur den Anflug eines Gefühls von Kränkung spüren zu lassen – mit der überlegenen Ironie von jemandem zitiert, der aus einem durch nichts zu erschütternden Identitätsbewusstsein heraus getrost auf identitätsstiftende Konstruktionen auf der Basis von Elementen fremder Provenienz verzichten kann.

Gian Andrea Caduff war von 1979 bis 2008 Lehrer für Griechisch und Latein an der Bündner Kantonsschule.

Adresse des Autors: Dr. Gian Andrea Caduff, Rangsstrasse 29, 7205 Zizers

Endnoten

- 1** Giachen C. Muoth, *Material historic. IV. Products de literatura vulgara: Il Litgun de Sagogn*, in: *Annalas* 5, 1890, S. 114–122 = Martin Bundi, *Lungatg vegl sursilvan en literatura e documents communs*, in: *Annalas* 111, 1998, S. 28–43. Zur Herkunft des Textes: Muoth S. 90, Bundi S. 8. Aufmerksam gemacht auf diese Texte hat mich Martin Bundi, dem ich auch für die Durchsicht des Manuskripts danke.
- 2** Bundi S. 8f.
- 3** Bundi S. 16f., 37.
- 4** Bundi S. 7, 9, 18; vgl. Muoth S. 113.
- 5** Bundi S. 10f., 18.
- 6** Durich Chiampell, *Raetiae alpestris topographica descriptio*, hrsg. von C.J. Kind. Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 7, Basel 1884 (= British Library, Historical Print Editions 2011), p. 75,9–11 nach Str., *Geographicorum commentarii*, übers. von Guarinus Veronensis und Gregorius de Tipherno, 2. Aufl., Basel 1523, p. 143: *Etenim ferocissimi inter Vindelicos Licattii, Clautenatii et Vennonenses censebantur. Rhaetorum autem Rhucantii et Cotuantii*; vgl. Str. 4,6,8. Vgl. etwa *Topographie* p. 124,21 mit Erasmus, *Adagia* III 1,70 = 2070 und Florian Hitz, *Im Veltlin die Reformation durchsetzen. Ein Traktat von Ulrich Campell, 1577*, in: *Historische Gesellschaft von Graubünden. Jahrbuch 2010* (140. Jahresbericht), p. 39f. (10) mit *Adagia* I 7,31 = 631.
- 7** Bundi S. 15, 34.
- 8** Hdt. 7,34.
- 9** Isoc., *Oratio de laudibus Helenae*; daran: Hdt., *Historiae*. Aus dem Griech. übers. von Lorenzo Valla, *Venedig* 1495, p. 95f.
- 10** Plu. mor. 470e = *Ethica sive Moralia opera*, übers. von Ianus Cornarius, Basel 1554, p. 96rB: *ob ratem illam aestu quatiente solutam*; *Moralia, quae usurpantur*, übers. von Wilhelm Xylander, Basel 1570, p. 417,39: *ob ruptum fluctibus pontem*. Die Überbrückung des Hellesponts durch Xerxes ist der römischen Literatur an sich bekannt, nicht genannt wird jedoch die Zerstörung der Schiffsbrücke: vgl. etwa Cic. fin. 2,112; Plin. nat. 4,75; Amm. 22,8,4.
- 11** Antonio de Guevara, *Menosprecio de Corte y Alabanza de Aldea. Arte de Marear*, hrsg. von der Asunción Rallo Gruss, Madrid 1984, p. 222–224 (Kap. 13); Antonio de Guevara, *Zwey schöne Tractätl, dern das eine Contemptus Vitae Aulicae & Laus Ruris intitultir*. Das ander aber *De Conviviis & comotationibus*. Übers. durch Egidius Albertinus, München 1598, p. 103v–104v. Eduard Norden, *Die antike Kunstprosa*, Bd. 2, 3. Aufl., Berlin 1915 (= Darmstadt 1958), S. 788–795. Zur Rezeption in Deutschland: Christoph E. Schweitzer, *Antonio de Guevara in Deutschland. Eine kritische Bibliographie*, in: *Romanistisches Jahrbuch* 11, 1960, S. 328–375.
- 12** Silvio Färber, «Die Rose der Freyheit». Eine radikal-feministische Streitschrift von «Camilla» aus dem Jahre 1693, in: *Historische Gesellschaft von Graubünden. Jahrbuch 2011* (141. Jahresbericht), S. 154f.: Anekdote von Eudonides nach Antonio de Guevara in der Übersetzung von Egidius Albertinus (wie Anm. 11), p. 50v–51r. Nur diese Übersetzung enthält die einer andern 1539 erschienenen Schrift de Guevaras (*Le réveille-matin des courtisans, ou, Moyens légitimes pour parvenir à la faveur et pour s'y maintenir*, Paris 1999, p. 342f. [Kap. 16]) entnommene Anekdote; Eudonides durch de Guevara verfremdet aus Eudamidas, einem für Feldherren und Könige Spartas belegten Namen, vgl. *Komm. z. St.*
- 13** Plu. mor. 146b–164d, Anlehnung insbesondere an 151e–154f, wo über verschiedene Staatsformen diskutiert wird. Übersetzungen ins Latein (wie Anm. 10): Cornarius p. 219vff.; Xylander p. 150ff. Überblick über die Schrift: *Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Bd. 21, Sp. 881–885. G.J.D. Aalders H. Wzn., *Political Thought in Plutarch's Convivium septem sapientium*, in: *Mnemosyne* IV 30, 1977, 28–39.
- 14** Plu. mor. 146d.
- 15** Verg. georg. 2,519.
- 16** Bundi S. 37. Cornarius bzw. Xylander (wie Anm. 10), p. 222rB bzw. 156,41f. Ambrogio Calepino, *Dictionarium linguae Latinae*, Basel 1544 bzw. 1549, s.v. *democratia* und *democraticus* bzw. *democratici*. Francesco Negri, *Rhetia, sive de situ & moribus Rhetorum*, Basel 1547, p. dv: *Libera sed positus regnat sibi legibus aequis*; vgl. *Rhetia*. Eine Dichtung aus dem sechzehnten Jahrhundert von Franciscus Niger aus Bassano, übers. von Traugott Schiess, *Chur* 1897, p. 55 (V. 776–782). Hitz (wie Anm. 6), p. 32 (4).
- 17** Plu. mor. 152a.
- 18** Plu. mor. 154d.
- 19** Plu. mor. 152a, 154e.
- 20** Plu. mor. 154e/f.
- 21** Syrien: Plb. 39,7,1; Antiochien: 1 Ma. 11,13. *Der Kleine Pauly*, Bd. 4, Sp. 1220,30f.
- 22** 2 Ma. 1,10 (Aristobulos); vgl. Eus. PE 9,6,6–8.
- 23** *Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Bd. 21, Sp. 819f.

- 24** Horacio Chiong Rivero, *The Rise of Pseudo-Historical Fiction. Fray Antonio de Guevara's Novelizations*, New York 2004, S. 1f.; vgl. S. 9, 169–224.
- 25** Vgl. Anm. 12.
- 26** De Guevara, *Menosprecio* (wie Anm. 11), p. 224; Bundi S. 37.
- 27** Vgl. Gian Andrea Caduff, *Der Mythos von der Entdeckung der Pfäferser Therme: Aegidius Tschudi und Simon Lemnius*, in: *BM* 1/1993, S. 41–44.
- 28** Gottfried von Viterbo, *Speculum regum* 145–158, in: *MGH SS* 22,38; vgl. Ferdinand Gregorovius, *Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter*, München 1980 (Erstausgabe 1889), S. 164. Jean Lemaire de Belges, *Oeuvres*, hrsg. von J. Stecher, Bd. 2: *Les illustrations de Gaule et singularitez de Troye*, Buch 2–3, Louvain 1882, S. 259f.
- 29** Roman Muntaner, *The Chronicle*, übers. von Lady Goodenough, Bd. 2, London 1921, p. 511 (Kap. 214); vgl. Ferdinand Gregorovius (wie Anm. 28), S. 263.
- 30** Rivero (wie Anm. 24), S. 9.
- 31** *Arist. Pol.* 1315b12f., 1316a30.
- 32** *Verg. georg.* 2,519. Zu *Verg.* bei Chiampell: Gian Andrea Caduff, *Chiampell an der Funtana Chistagna. Wahrnehmung von Landschaft im 16. Jahrhundert*, *BM* 2/2012, S. 114–116.
- 33** *Caes. Gall.* 1,1,3; *Dritter und vierter Anhang zu Ulrich Campells Topographie von Graubünden*, hrsg. von Traugott Schiess, Chur 1900, p. 113.
- 34** *Plin. nat.* 29,14.
- 35** *Ov. met.* 1,89–93.
- 36** *MGH Const.* Bd. 2 *Suppl.*, p. 185.
- 37** Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, *Aristoteles und Athen*, Berlin 1893 (= Zürich 1985), Bd. 2, S. 290.
- 38** *Hdt.* 3,80–82. Herbert Hunger u.a., *Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur*, Bd. 1, Zürich 1961, S. 382–384.
- 39** Marsilio Ficino, *Omnia divini Platonis opera*, Basel 1532. *Arist. Pol.*, übers. von Wilhelm von Moerbeke, Köln 1492.
- 40** Martinus Dorpius, *Orationes: III. Oratio in laudem omnium artium* 16,2 p. 43 Ijsewijn.
- 41** *Plu. mor.* 157a.
- 42** Bundi S. 28.
- 43** Ambrogio Calepino, *Dictionarium linguae Latinae*, Basel 1549, s.v. *Authenticum*. Robert Estienne, *Dictionarium Latinogallicum*, Paris 1552, und danach Johannes Frisius, *Dictionarium latinogermanicum*, Zürich 1556, s.v. *Authenticus*.
- 44** *literae: Topographie* (wie Anm. 6), p. 162,27f., 206,28; *tabulae: Topographie* p. 151,23f., 203,33.
- 45** *Topographie* (wie Anm. 6), p. 62,17f., 163,1f., 167,5f., 173,29f., 249,6f., 423,33f.
- 46** *Topographie* (wie Anm. 6), p. 48,5.
- 47** Harry Bresslau, *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien*, Bd. 1, 2. Aufl., Leipzig 1912 (= Berlin 1969), S. 89.
- 48** Bundi S. 28f.
- 49** Bundi S. 12.
- 50** Varro, *ling.* 5,105.
- 51** *Poll.* 6,75 (= *Onomasticon*, Basel 1541, p. 278f.), vgl. 1,248; 6,33, 72; *Ath.* 3,76 Kaibel; *Moer.* 205,21 mit den ihm nachfolgenden Lexikographen; *Ph. De specialibus legibus* 2,20. Christian August Lobeck, *Aglaophamus*, Bd. 2, Königsberg 1829, S. 1072. *Brote mit einer Breite von 3 Fuss (ca. 90 cm): Plaut. Bacch.* 580. Zu *Broten* allgemein: Jacques André, *Essen und Trinken im Alten Rom*, Stuttgart 1998 (Originalausgabe Paris 1981), S. 57–60. *Plin. nat.* 18,105f.
- 52** Für diese überschlagsmäßige Berechnung danke ich Bäckermeister Eckhard Lahl in Chur. *Zur Grösse eines Scheffels: Der Kleine bzw. Neue Pauly s.v. Medimnos*.
- 53** Erasmus, *Adagia* IV 9,81 = 3881 nach *Hor. carm.* 1,37,2–4; vgl. *Fest.* p. 329,7–9; *Suet. Claud.* 33; *Apul. met.* 4,22; *Auson. epist.* 3,13; *Symm. epist.* 1,23,2; *Tert. apol.* 39,15; *Cic. Att.* 5,9,1.
- 54** *Ov. fast.* 3,345–388; *Paul. Fest.* p. 117,14 Lindsay; vgl. *Plu. Num.* 13, D.H. 2,70,1.
- 55** *Nutrire il corpo e lo spirito. Il significato simbolico del cibo nel mondo antico. Katalog zur Ausstellung im Civico Museo Archeologico di Milano (20.4.–31.12.2011)*, S. 34.
- 56** *Syssition: Manfred Clauss, Sparta. Eine Einführung in seine Geschichte und Zivilisation*, München 1983, S. 150–152. *Speisung im athenischen Prytaneion: Stephen G. Miller, The Prytaneion. Its function and architectural form*, Berkeley-Los Angeles 1978, S. 4–11. *Richard Weiss, Volkskunde der Schweiz*, 2. Aufl., Erlenbach-Zürich 1978, S. 130–133. Vgl. Florian Hitz, *Fürsten, Vögte und Gemein-*

den. Politische Kultur zwischen Habsburg und Graubünden im 15. bis 17. Jahrhundert, Baden 2012, S. 491–494.

57 Andreas Hartmann, Zwischen Relikt und Reliquie. Objektbezogene Erinnerungspraktiken in antiken Gesellschaften, Berlin 2010, S. 546.

58 Fest. 329,18–22.

59 Bundi S. 11f., 30; Vogtschaft: Gian Caduff, Die Knabenschaften Graubündens. Eine volkskundlich-kulturhistorische Studie, Chur 1929, S. 77–89.

60 Caduff (wie Anm. 59), S. 38. Feste im Alpenraum: Schweiz, Österreich, Deutschland, Italien, Frankreich, hrsg. von Margrit Thüler, Zürich 1997, S. 155.

61 Bundi S. 29f.

62 LexMA s.v. Wachs, 2. Verwendung; Siegel, XII. Byzanz.

63 Dsc., De materia medica 1,71,3 = De medica materia, übers. von Ioannes Ruellius, Basel 1539, p. 61 (cap. 77).

64 Der Neue Pauly s.v. Pedanios Dioskurides (Bd. 9, Sp. 464).

65 Vgl. LexMA s.v. Kolophon.

66 Plaut. Pseud. 42f. Eckard Lefèvre, Plautus' Pseudolus, Tübingen 1997, S. 116–128.

67 Dicziunari rumantsch grischun s.v. baccanaglia bzw. baccanal.

68 Topographie (wie Anm. 6), p. 20,11–21,17; 344,11–14. Dazu Caspar Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, Bd. 13, Erlangen 1912 (= Chur 1984), S. 161f.; Karl Meuli, Schweizer Masken und Maskenbräuche, in: Gesammelte Schriften, Bd. 1, Basel-Stuttgart 1975, S. 183–186 (Originalpublikation 1943); Dictionnaire des mythologies et des religions des sociétés traditionnelles et du monde antique, hrsg. von Yves Bonnefoy, Paris 1981, Bd. 2, S. 467; Carlo Ginzburg, Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte, Berlin 1990, S. 194f.

69 Bundi S. 13, 30–35.

70 D. P., De situ habitabilis orbis, übers. von Simon Lemnius, Venedig 1543; vgl. weiter etwa Bartolomeo Marliani, Urbis Romae topographia, Basel 1550; Antonio Filoteo degli Omodei, Aetnae topographia, Venedig 1591.

71 Wie Anm. 33, p. XI–XIII.

72 Serv. auct. Aen. 1,159.

73 Bundi, nach S. 13f.

74 Gian A. Caduff, Dialekt bei Simon Lemnius, in: BM 4/1991, S. 291, wie Anm. 32, S. 131. Simon Lemnius, Bucolica. Fünf Eklogen, hrsg., übers. und komm. von Lothar Mundt, Tübingen 1996, S. 194. Spart. Hadr. 26,5.

75 Erwin Poeschel, Die Kunstdenkmäler des Kantons Graubünden, Bd. 4.1: Die Täler am Vorderrhein, Basel 1942, S. 99, Anm. 2; Bundi S. 14.

76 Hom. Od. 7,43–47, übers. nach: Simon Lemnius, Odysseae Homeri Libri XXIII, Basel 1549, p. 180; Wettkämpfe: 8,97–103 (Ankündigung), 8,109 (auf dem Markt) = Lemnius p. 203.

77 Iustinus Martys, Cohortatio ad Graecos p. 27c–28a. Christoph Riedweg, Ps.-Justin (Markell von Ankyra?), Ad Graecos de vera religione (bisher Cohortatio ad Graecos). Einleitung und Kommentar, Bd. 2, Basel 1994, p. 568f. (28,4) mit S. 440. Heinrich Krauss, Das Paradies. Eine kleine Kulturgeschichte, München 2004, S. 16. In der römischen Tradition sind die Phäaken zum Inbegriff von Faulenzern geworden: Hor. epist. 1,2,27–31. Meinolf Vielberg, Klemens in den pseudoklementinischen Rekognitionen: Studien zur literarischen Form des spätantiken Romans, Berlin 2000, S. 34.

78 Verg. Aen. 6,630f., 637–659, insbesondere 642f.

79 Henricus Glareanus, Descriptio de situ Helvetiae et vicinis gentibus, cum commentariis Osvaldi Myconii, Basel 1519, p. 27. Francesco Negri (wie Anm. 16), p. a3v bzw. p. 33 (V. 116f.).

80 s.v. Elysium. Die Verweise sind wie folgt zu korrigieren: Apollod. 3,39; Verg. Georg. 1,38.

81 Plu. Sert. 8,2–5 = Graecorum Romanorumque illustrium vitae, in Latinum a diversis traductae, Basel 1535, fol. 195vD–196rA. Ekkehard Stärk, Kampanien als geistige Landschaft: Interpretationen zum antiken Bild des Golfs von Neapel, München 1995, S. 38f. Krauss (wie Anm. 77), S. 101–103.

82 Am Tag des litgun: Bundi S. 12–14; 31f.

83 Z.B. Hdt. 6,103,2; 7,206,2; Pi. O. 1,94; 2,3 = Olympia, Pythia, Nemea, Isthmia, Zürich 1560, p. 33 bzw. Genf 1566, p. 23, 27.

84 Petrus Faber, Agonisticon, Lyon 1592, p. 194f. (2,26); Girolamo Mercuriale, De arte gymnastica libri sex, Florenz 2008, p. 38–41 (1,5), 518f. (4,12).

85 Weiss (wie Anm. 56), S. 186 mit Verweis auf Karl Meuli, Der Ursprung der olympischen Spiele, in: Gesammelte Schriften, Bd. 2, Basel-Stuttgart 1975, S. 881–906 (Originalpublikation 1941).

- 86** Caduff (wie Anm. 59), S. 39, 248; 179–194, insbesondere S. 192f.
- 87** Topographie (wie Anm. 6), p. 257,12–260,5; 259,2–11.
- 88** Francesco Negri (wie Anm. 16), p. d4v-er bzw. p. 61 (V. 978–999). Vgl. Camilius Collenberg und Rest Gieri Caminada, Lumbrein – cultura e cultura, Lumbrein 2011, S. 57.
- 89** Caes. Gall. 3,23,2; 5,9,4; 5,21,4; 5,57,1; 7,14,9. Liv. 3,42,4; 4,22,4; 24,34,14; 32,4,3.
- 90** Bundi S. 30.
- 91** Pii II. Pontificis Maximi historia rerum ubique gestarum cum locorum descriptione non finita; Asia Minor incipit, Venedig 1477, p. a5r. Johann Wolfgang von Goethe, Faust: Vor dem Tor.
- 92** Bundi S. 30, 32f.
- 93** Wie Anm. 79, p. 25.
- 94** Ptol. Tetr. 2,3,17, 20; Oros. hist. 1,26. Christian Marek, Geschichte Kleinasiens in der Antike, München 2010, S. 26. Enea Silvio Piccolomini verwendet für «Kleinasien» neben dem neueren Terminus Asia minor auch noch das ältere Asia: (wie Anm. 91), p. c6v, d2r, e10v, f8v (Asia minor), f8v, l7r, l9r (Asia). Die Ebstorfer Weltkarte. Kommentierte Neuausgabe, hrsg. von Hartmut Kugler, Berlin 2007, Bd. 1, p. 90; vgl. Bd. 2, S. 165. Sebastian Münster, Cosmographia, Basel 1544, p. dlxxxix.
- 95** Suid. s.v. anatolie; Kyranides 1,7,28f.; vgl. Nonn. D. 25,98.
- 96** Paolo Giovio, Turcicarum rerum commentarius, übers. von Francesco Negri, Strassburg 1937, Kapitel über Baiazetes I.; Jan-Andrea Bernhard, Francesco Negri zwischen konfessionellen und geographischen Grenzen, in: Zwingliana 37, 2010, S. 82–85; des Öfteren zitiert von Chiampell (wie Anm. 6), p. 441 s.v. Niger, Franciscus. Münster (wie Anm. 94), nach fol. xviii; Ortelius: www.turkeyinmaps.com/Large/Ortanat.html; vgl. Jodocus Hondius (<http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/id/2594632>) und Jan Jansson (<http://digital.ub.uni-duesseldorf.de/ihd/content/titleinfo/2304409> [29.08.2013]).
- 97** Das Buch der Karten. Meilensteine der Kartographie aus drei Jahrtausenden, hrsg. von Peter Barber, Darmstadt 2006 (Originalpublikation 2005), S. 150.
- 98** Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch s.v. tatár. Mela 3,34 nach der kommentierten Ausgabe von Vadian (De orbis situ, Basel 1522, p. 180); vgl. Epitome, Zürich 1534, p. 68; Calepino, Dictionarium septem linguarum, Venedig 1612, p. 283r. Topographie (wie Anm. 6), p. 8,17–19 u. ö.
- 99** Münster (wie Anm. 94), p. dcxxiii; Johannes Stumpf, Gemeiner loblicher Eydgnoschafft Stetten, Landen und Völckeren Chronick würdiger Thaaten Beschreybung, Zürich 1548, l 13 (fol. 14r).
- 100** Martin Bundi, Frühe Beziehungen zwischen Graubünden und Venedig (15./16. Jahrhundert), Chur 1988. Gregorovius (wie Anm. 28), S. 489.
- 101** Bundi S. 32; 34.
- 102** Hom. Od. 13,408 = Lemnius (wie Anm. 76), p. 379.
- 103** Ov. met. 7,622–654; Francesco Negri, Ovidianae Metamorphoseos (sic!) epitome, Zürich 1542, p. 10v; Serv. auct. Aen. 2,7. Caduff (wie Anm. 32), S. 114.
- 104** Glarean (wie Anm. 79), p. 61f.; Carl May, Der Schut, Freiburg i.Br. [1892], S. 99 (in: Zweites Kapitel: Eine Bärenjagd).
- 105** Gregorovius (wie Anm. 28), S. 482, 530, 553; Ernst Kirsten und Wilhelm Kraiker, Griechenlandkunde. Ein Führer zu klassischen Stätten, 5. Aufl., Heidelberg 1967, 1. Halbband, S. 301; Griechenland. Lexikon der historischen Stätten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, hrsg. von Siegfried Lauffer, München 1989, S. 84.
- 106** Münster (wie Anm. 94), p. dlxxiii-dlxxxvi; Stumpf (wie Anm. 99), l 10 (fol. 9v); Saladin und die Kreuzfahrer, hrsg. von Alfred Wiczorek, Mamoun Fansa und Harald Meller, Mainz a. Rh. 2005, S. 415–478.
- 107** Topographie (wie Anm. 6), p. 97,32; 248,20; 254,30f.; 292,2; 330,19; 334,2.
- 108** Gregorovius (wie Anm. 28), S. 484.
- 109** Lemnius (wie Anm. 74), S. 68 mit 173.
- 110** Bundi S. 34.
- 111** Topographie (wie Anm. 6), p. 165,15f.; 324,20–23; Caduff (wie Anm. 32), S. 131.
- 112** Bundi 34f. Rosius à Porta, Historia reformationis ecclesiarum Raeticarum, Bd. 2, Chur 1777, p. 184. Erstmals findet sich die Formulierung montes superbiae in Cassiodors Psalmenkommentar (Migne PL, Bd. 70, col. 599c); valles miseriae ist als sekundäre Analogiebildung zu betrachten; vgl. 5. Mose 1,43; Hiob 10,22.